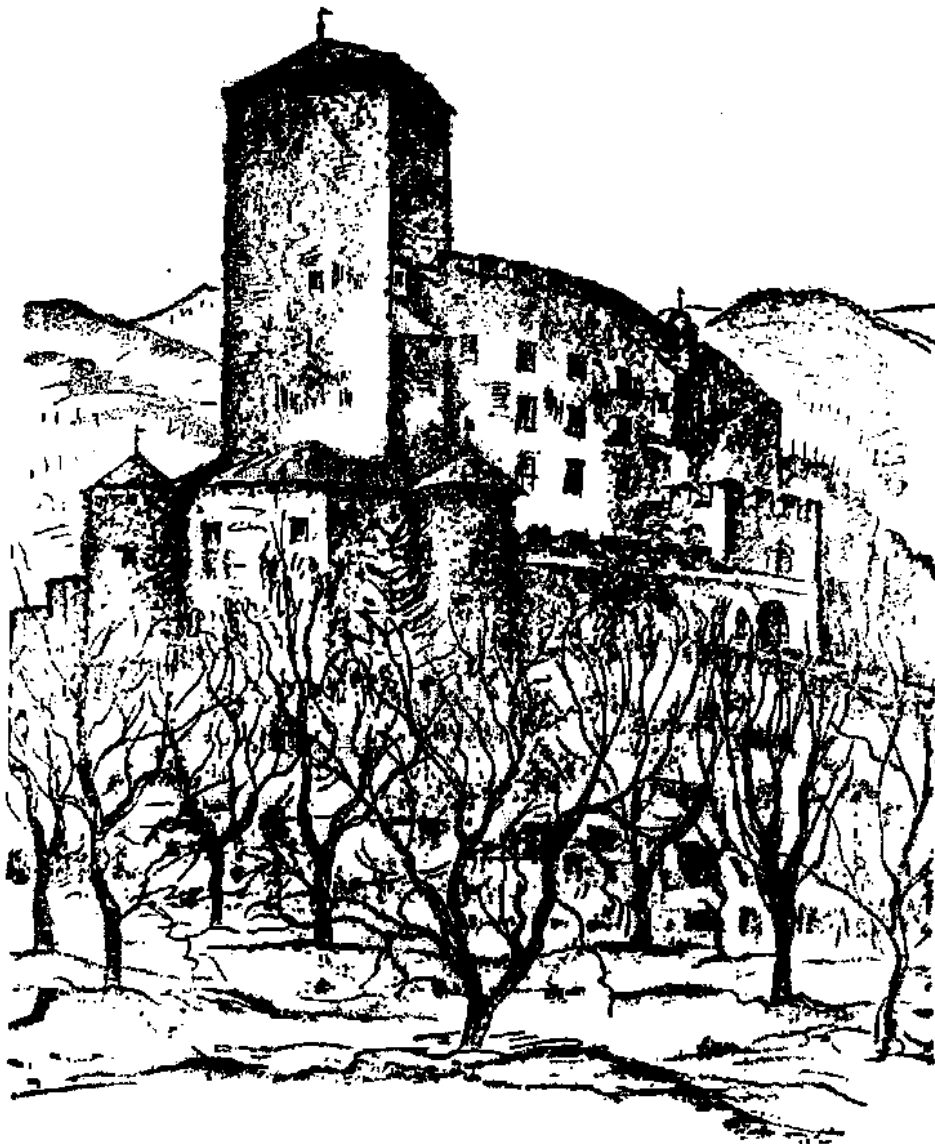


1929

# Mittleres Gemeindeblätter



6. Jahrgang 1929.

Heft 1/2.

**Redaktion:** Schriftleiter Adreas Piller, Lienz.  
Alle redaktionellen Beiträge und  
Anfragen sind zu richten an die Schriftleitung der  
„O. S.“ in Lienz, Osttirol, Postfach 22.

**Verwaltung:** Alle geschäftlichen Zuschrif-  
ten und Sendungen, wie  
Anbestellungen, Adressänderungen und Geldse-  
hungen bitten wir zu senden an die Verwaltung der  
„Tiroler Nachrichten“, Lienz, Postfach 22.

**Bezugspreise:** Jahresabonnement (6  
Nummern) einschließlich  
Postsendung und Verpackung, jedoch ohne „Tiroler  
Nachrichten“ & Schilling, mit denselben 10 Schilling  
für das Ausland die doppelte Gebühr. Einzelnum-  
mer 80 Groschen. Zur Beachtung: In Osttirol können  
die „Osttiroler Heimatblätter“ nur mit den „Tiroler  
Nachrichten“ bezogen werden.  
Anzeigen haben in den „Osttiroler Heimatblättern“ Befolg.

## Zeiger:

Ein Mellensteinlein.

Das Rißferle. (1218—1254.) Von M. Nemitsa Jaffer, D. P.

Die Lillacher Tabernakel Muttergottes. Von E. Angerle, Lienz.

Die Kapuziner in W. Mattel. Von Karl Matzfer.

Anton Warcher (1809). (Landesverwalter von Aßling.) Von seinen Urenkeln Ferdinand und Josef Niederwieser.

Zur Sammlung heimatkundlichen Stoffes.

Das Brautbegehren. E. Angerle.

Uebersetzung der heimischen Musikpflege. Von Otto Eberhard, Musikschrifsteller in Salzburg. (Schluß.)  
Bücher und Schriften.

# Tiroler Bauern-Sparkasse, Zahlstelle Lienz (Bauernheim)

*Ist populärer wie alle anderen Sparkassen  
und daher für alle Einlagen, insbesondere zur  
Veranlagung von Mündel-Geldern u. Kauttionen  
bestens geeignet. Sie besorgt auch alle sonstigen  
Sparkassen-Geschäfte.*

Tiroler Genossenschafts-Ver-  
band reg. G. m. b. H. Innsbruck,

Niederlassung Lienz, (Bauernheim)

*übernimmt von jedermann Einlagen auf Spar-  
bücher und in laufender Rechnung zur betriebs-  
lichen Veranlagung bei gebundenen Einlagen in*

*nach Größe und Erlagsdauer besondere Sätze),  
besorgt die Einlösung von Zinsscheinen (Ka-  
pons) und verlusten Wertpapieren, die Einzie-  
hung (Inkasso) von Wechseln, Schecks, Anwei-  
sungen u. dgl.*

*Überprüft verlässbare Werte nach den Zeichnungen,  
kauft und verkauft ausländisches Papier- und  
Fortschuld, sowie in- und ausländische Wertpa-  
piere, besorgt Erneuerungs-Scheine und neue  
Zinsscheinbogen.*

*Übernimmt Wertpapiere, Dokumente, Schmuck  
und sonstige Wertgegenstände in Verwahrung und  
Verwaltung. Vermietet Schrankfächer in Stahl-  
panzerkassen gegen mäßige Gebühren.*

## Die Agrarbank für die Alpenländer

unterhält in Lienz (Bauernheim) eine Zahlstelle, welche sämtl. Bankgeschäfte  
besorgt.

Verleger, Eigentümer und Verleger: Osttiroler Verlagsanstalt; Drucker: J. G. Mahl (Haus Mahl); verant-  
wortlich im Sinne des Verlagsgesetzes Kons. Karl Matzfer, Lienz.

# Osttiroler Heimatsblätter

Beilage der „Tiener Nachrichten“. Monatschrift für Heimatkunde in Osttiro.

6. Jahrgang.

Heft 1/2

## Ein Meilensteinlein.

Nummer 1 des Jahrganges 1929 ist zugleich das fünfzigste Stück der „Osttiroler Heimatsblätter“. Wer sie alle bewahrt hat und ab und zu in ihnen nachblättert, sagt sich wohl, daß ehrsüchtige Arbeit geleistet worden ist, um diese 50 Hefte zu füllen. Wir leben zwar in der Zeit der Jubiläen, die

keines hervorragenden Anlasses bedarf, um eine Feler zu halten. Aber wir sagen uns, daß das erste Jubiläum unserer Heimatzeitschrift nichts anderes zu sein braucht, als ein Impuls zu tüchtiger, treuer Weiterarbeit und Zusammenarbeit, um die nächsten 50 Hefte so wertvoll zu füllen, wie die ersten.

## Das Klösterlein.

(1218--1254.)

Von M. v. M. v. M. v. M., O. P.

„Auf der Heide ein Volschatten steht dahin das Menschenleben“ und doch können Menschenwerke Jahrhunderte überdauern. Klein müssen sie beginnen und Lebenskraft muß in ihnen schummern, damit sie, bald sich bescheidend, bald sich entfaltend, den ihnen innewohnenden Taten zu Blüte und Frucht bringen können.

Ein solches Jahrhunderte überdauerndes Werk ist die Ordensstiftung des hl. Dominikus, die am 22. Dezember 1218 vom Papst Honorius III. durch das Dekret „Nos attendentes“ bestätigt wurde. „In Anbetracht dessen, daß die Brüder dieses Ordens Streiter für den Glauben und wahre Leuchten für die Welt sein werden, bestätigen wir deinen Orden mit allem mobilen und immobilien Besitz und nehmten diesen Orden u. seine Besitzungen u. Rechte unter unsere Leitung“ 1). Zum immobilien Besitz gehörte auch das bereits im Jahre 1217 gegründete Schwesternkloster zu Prouille in Frankreich. Als Dominikus nämlich auf seinen Predigten durch die Provence wahrgenommen hatte, daß die Abtgenier besonders darum so rasch bedeutenden Anhang erwarben, weil sie sich der Erziehung adeliger Jungfrauen annahmen, deren Eltern zu dürftig waren, um ihnen eine ihrem Range gemäße Ausbildung angedeihen zu lassen, beschloß er, eine Fraueneinrichtung zu gründen, welche dazu bestimmt wäre, jung-katholische Mädchen, die durch Geburt und Armut in Gefahr standen, der Kezerei zu verfallen, zu erziehen und

zu unterrichten 2). Aus dieser Veranstaltung entstand am Fuße der Pyrenäen, an der Schwelle von Langue d'oc die erste Stiftung des hl. Dominikus.

Man befand sich damals also zu Beginn des 13. Jahrhunderts. Die Reformideen Gregors, die ein Idealbild, den aus männlicher Frömmigkeit und Askese für sein Hirtenamt Kraft schöpfenden Priester, dem Klerus vorstellte, hatten auch die Frauenwelt mächtig ergriffen, umso mehr, da ja der Kreuzzugsgedanke in aller Herzen ein lautes Echo weckte.

Es war eine Blütezeit der großen Ordensgemeinschaften, der Zisterzienserinnen und Prämonstratenserinnen, es entstanden die kleinen Versammlungen der Reyerinnen, Magdalenerinnen oder Konversen. (zu Gott Bekehrte). Die reichen Stifte jener, deren Grundbesitz durch Mäzge, Erbschaft oder Schenkung erworben war, boten nicht Raum für diese frommen, demütigen Seelen, welche sich daher zu Genossenschaften zusammenschlossen, die sich zumeist „extra murum“ ein bescheidenes Heim gründeten, indem sie von ihrer Hände Arbeit und zumeist, ohne durch ein Gelübde gebunden zu sein, miteinander lebten. Schutzlos wie kleine Pflänzchen im Frühlingsturm, wären sie wohl dem Untergang geweiht gewesen, hätten sich ihrer nicht Ordensstifter, wie Franziskus und Dominikus, angenommen.

So nahmen sich die Predigerbrüder des Reyerinnenklosters in Toulouse an, so unterstellte die Priorin

Statua der Magdalenerinnen zu Sena ihr Haus den Predigerbrüdern dortselbst (14. Mai 1221) 3). Auch der Dominikanerinnen-Konvent von Lienz ist gleichen Ursprungs.

Im Codex Cracoviensis sind alle Schwesternklöster „In provincia theutonice“ (westliches Deutschland) anfänglich einer Teilung der deutschen Ordensprovinz verzeichnet worden. Dort liest man: „Monasterium apud luenzem in terminis conuentus frizacensis“ an erster Stelle. Wilms, der das alte Verzeichnis herausgegeben hat, bemerkt zusammenfassend, daß Lienz (1218) mit Regensburg (1233), Schwyz (1275) und Speyer (ebenfalls von Magdalenerinnen gegen 1220 gegründet) eines der ältesten Dominikanerinnenklöster ist 4). Ueberdies sind diese Klöster die einzigen noch bestehenden aus der stattlichen Anzahl der 65 Dominikanerinnenklöster, die um 1303 im westlichen Deutschland dem Orden inkorporiert waren.

Stanislaus von Krakau 5) berichtet, daß ein junger Edelmann aus Polen, Hyazinth Odrowanz, der Kanonikus von Krakau war, in Begleitung seines Bischofs im Jahre 1217 nach Rom kam. Er war Zeuge der Tugenden und Wunder des heiligen Dominikus und ließ sich von ihm in den Orden aufnehmen. Wie nun aber Wirksamkeit des Seelenhefers das Formprinzip des Innenlebens des heiligen Dominikus war, so ist Seelenhefer die Wesensform des Predigerordens. Darum zogen schon von Anfang an die Predigerbrüder in alle Welt, darum auch wurden bereits in den ersten Jahren überall, wo sie hinkamen, neue Niederlassungen für Brüder und Schwestern gegründet.

Auch Hyazinth kehrte aus den gleichen Bezugsgründen nach wenigen Probemonaten in seine nordliche Heimat zurück.

Stanislaus erzählt: „Sie kamen nach Deutschland in die Stadt Friesach. Dort erbaute sie das Volk durch Wort und Beispiel und gründeten das erste Kloster“ 6).

Ein anderer Bericht, über die Anfänge des Predigerordens in Skandinavien, der um 1260 verfaßt wurde, erwähnt, daß 1229 die Brüder Paul und Salomon auf ihrer Weise nach Ungarn in Friesach die Brüder des Predigerordens ohne priesterlichen Beistand gefunden hätten. Somit hat im Jahre 1220 die Niederlassung von Friesach schon bestanden 7).

Mit diesen Daten stimmt auch die mündliche Überlieferung unseres Hauses überein. Sie behauptet, Hyazinth habe auf seiner Wanderung nach Rom, — sei es nun auf der Hinreise oder während der Gründung des Friesacher Konvents, auf einen Ruf der Nonnen hin — die Schwesternsammlung extramuram contra Mulin im Jahre 1218 dem Dominikanerorden angeschlossen. Sie fügt noch hinzu, daß die geröhlten Räume des Klosters um die heilige Pfostenstraße damals her bis standen und daß Bräut Hyazinth dort auf einer Holzbank übernachtet habe.

Für die Richtigkeit der Annahme, daß eine Sammlung der Nonnen schon vor 1218 bestanden habe, aus welcher dann der Dominikaner-

innen-Konvent hervorgegangen sei, spricht auch das älteste Konventsiegel, das die heilige Magdalena im Garten vorstellt und dessen ruckförmiger Prägestich erst vor wenigen Jahren unter altem Eisen gefunden wurde.

Die Schwestern, deren Heim somit beinahe so alt ist wie die Stadt Lienz selbst, wurden von nun Neo-Conversen genannt und trugen fortan den weißen Habit des heiligen Dominikus.

Ein Frauenkloster, wie Dominikus es sich dachte, konnte nicht ohne Vermögen eingerichtet werden. Glücklicherweise fanden sich für die Gründung in Lienz einflussreiche Gönner.

Das heutige Osttirol, soweit es nördlich der Drau und östlich von Anras liegt, gehörte damals zur Diözese Salzburg 8), wo Erzbischof Eberhard von 1200 bis 1247 regierte. Gelegentlich seiner Anwesenheit in Rom beim Lateranensischen Konzil, hatte sich dieser Kirchenfürst vor der Heiligkeit des Ordensstifters und der Bedeutung seiner Gründung überzeugt. Es ist daher begreiflich, daß er den heiligen Hyazinth in Friesach tatkräftig unterstützte 9). Er mag dahingestellt sein, ob der Erzbischof den Dominikaner auf die Nonnen in Lienz aufmerksam gemacht habe oder umgekehrt.

Urkundlich bezeugt ist, daß Erzbischof Eberhard am 29. November 1244 ein Schreiben an alle Klaren der Diözese (universis ecc. claris) erließ, in dem er sie ersucht um Hilfe (auxilium et rogationem) zum Bau der Kirche und des Hauses der Schwestern bei Lienz, welche Tag und Nacht dem Herrn dienen, tagtäglich vereilt vor jedem Spender auf die Bitte der heiligen Apostel Petrus und Paulus und der heiligen Bischöfe Rudbertus und Virgilius einen Ablass von 10 Tagen 9).

Bereits im Jahre 1210 hatte Graf Meinhard von Görz den „iuribus apud Luenz Deo militanti-bus“ nach dem Willen seiner Söhne und seinem eigenen Acker „iuxta agrum quae dicitur Mulin situm“, zu ihrem Unterhalte vermacht, weil sie ohne Vermögen wären. Die Söhne fungierten: Ulrichus de Maventur, als advocatus, Stephanus Faidertus de Gelfe, Richter der Landus de Mulin, und, Heinrichus castellanus de Luenz, Cancellarius u. s. w. 10).

Am 1. November 1248 wies Graf Ulrich rd einen gewissen Richter in Lienz an, den Schwestern des Klosters zu ihrem Unterhalte jährlich aus dem Marktschickel Konventus 3 „modios“ 11) Weizen und ein modius Viege zu überlassen, ferner 1 Schaf, 2 Hühner, 5 Ellen Wolle, 40 „Denarios“ und 100 Schafe 12). (Im Jahre 1290, am 5. November, ließ Meinhards Sohn, Bischof II. diese Güter gegen eine wdh. bedeutendere, ab. schenkte dem Frauenkloster bei Lienz die Alprechtsmühl an der Lengen mit Acker, 400 Weizen für Mühle, gepöckeltes auf einem die Lengen, Daus und Warten.) 13). Durch dieses Privileg übertrug Meinhard dem Kloster ein Grundstück gegen veterem pontem, das sein Castellum, Heinrich von Lienz,

und sein Richter Volker von Plasparch anzuweisen gütten.

Der Nachfolger des Erzbischofs Eberhard, der Erwählte Philipp (1247—1256), erwies der jungen Klostergemeinde dasselbe Wohlwollen, wie sein Vorgänger. Idibus Julii (10. Juli) 1248 erteilte er den Schwestern die Erlaubnis, die Kapelle, welche sie durch ihre Bemühung errichtet hatten, sowie ihre Begräbnisstätte weihen zu lassen und einen eigenen Priester zu halten, unbeschadet der Rechte des zustehenden Pfarrers 14).

Sub Irfaco (1249) wiederholt der Erwählte von Salzburg diese Indulte und erweiterte sie dahin, daß er jedweden seiner Suffragane oder einem viel leicht durchreisenden Bischof die Vollmacht erteilte, die genannte Kapelle, sowie den Friedhof der Schwestern und den ihrer Dienstboten zu weihen. Er ermächtigt ferner, daß die Schwestern, „welche Gott über Alles lieben und ihn ohne Unterlaß in höchster Demut dienen“ sich, künftighin einen eigenen Kaplan halten dürfen der sie beicht hören und in ihrer Kapelle auch sonnen Gottesdienst halten können. Endlich bedroht der Erzbischof jeden, der den Schwestern beim Gebrauche dieser Freiheiten ein Hindernis bereite, mit der Ihnade Gottes und der Hölle 15).

Von demselben Kirchenfürsten ist ein dritter Brief nur in Abschrift erhalten. Darin werden die obigen Dedicationen ausdrücklich dem Bischof von Brixen aufgetragen, am 1. Tag der Kirchweih ein Abtast genast mit der Widmung zum Kloster. Neben an anderen, auch zu früheren, auch von fremden Bischöfen erteilten Privilegien bestätigt.

Am 1. April 1249 schenkte Bischof Egno von Brixen den Nonnen zu Lienz für ihren Unterhalt das Grundstück, worauf sie wohnen, das der Kirche zu Brixen gehörte. Sollte jedoch das Kloster aufgelöst werden, so falle der Grund an seinen ersten Besitzer zurück. Die Urkunde lautet nach einer alten Hekerie aus:

„Im Namen des Herrn! Amen Egno durch Gottes Gnade Bischof von Brixen. Sind wir vermög des von Gott uns übertragenen Amtes verpflichtet, jedem Christgläubigen nach Kräften zu helfen, so schulden wir noch viel mehr denen gnädige Hilfe und Günst, welche nach Verachtung der fleischlichen Sünden mit Maria zu den Füßen des Herrn die Gegenwart der göttlichen Majestät betrachten. Wahrlich, weil wir die Gottesfurcht der Bekehrten bei Lienz kennen, welche im selbigen Wandel dem himmlischen Brautgam ein blühendes Ruhebett zu bereiten sich bemühen, da uns scheint, daß sie die Umarmung der Rechten des Herrn bereits genießen, so schenken Wir, damit ihre Häupter auch von der Dürre derselben, erhoben werden, den genannten Schwestern aus göttlicher Annäherung ihr sich und ihre Nachkommen, den Grund, auf dem sie wohnen, weil er zur Kirche von Brixen gehört, zu ihrem Aufenthalt, nebst allem, was ober, unter oder in sich dazugehört und was sie brauchen für ihre Kirche oder zum Lebensunterhalt und zu Bauten. Dieses Alles übergeben Wir ihnen als immerwährenden Besitz, unter der Bedingung jedoch, daß, falls diese Bekehrten nicht mehr hier, sondern an einem anderen Orte Gott dienen sollen, solches Eigentum vollständig an die Kirche von Brixen zurückfalle damit über diese unsere Übergabe fest und beständig verbleibe und deren Schwächung belnem unserer Nachfolger geschehe, haben wir

ihnen gegenwärtiges Schreiben, das ohne Ende gelten soll, ausgefertigt und mit der Kraft unseres Siegels bekräftigt. Dies ist geschehen im Jahre des Herrn 1249, Idibus XII, am eingehenden 1. Tag des Monats April“. (17)

Vom selben Jahre berichtet ferner Sinnacher: „Schon hatten diese (Klosterfrauen des Predigerordens zu Lienz) im Jahre 1249 eine eigene Kapelle“. Bischof Egno betrat in diese am 23. Juni Meinhard Grafen von Görz und Vogt des Stiftes Aquileja, Adalbert den Großen von Tyrol, mehrere Domherren von Brixen und Edelkute. Meinhard hatte nämlich die Vogten über die Besitzungen der Brixnerischen Domherren in Panzendorf (etnem St. Michaelsdorfe der Pfarre Afling, nicht zu verwechseln mit Panzendorf) einem Untervogte, Nikolaus von Minenburch, übergeben, der den Domherren auf dessen Gütern einen Schaden von 200 Mark Berner 18) zugefügt hatte. Nun versicherte Meinhard dem Bischof bei dieser Zusammenkunft, daß er den Untervogt mit 32 Mark Berner abgelöst hätte und daß er die Vogten, um die Domherren fernerhin vor Schaden zu bewahren, von nun an selbst verwalten werde. Dafür verpfändete er 900 Mark Berner. Die Urkunde siegelten Graf Meinhard, Bischof Egno u. der Graf von Tyrol. Am folgenden Montag, dem Feste Johannes des Täufers, wurde sie in der Kapelle der Schwestern zu Lienz errichtet. Als Zeugen unterschrieben: Heinrich Dekan; Albert von Nischach u. Wilhelm von Rodach, Domherren zu Brixen; Friedrich und Berold, Brüder von Wangg; Arnold von Rodach; Heinrich von Aurach; Berthold und Otto von Minenburch; Heinrich und Otto die Hülfspegen, Ulrich von Rubin; Heinrich Burggraf von Lungen, Volker von Flasparg und mehrere andere. 19)

Das ist die letzte Urkunde, in welcher von einer Kapelle der Schwestern die Rede ist, in den folgenden steht beständig die Bezeichnung „Kirche Sankt Maria“.

Auch der Erwählte von Salzburg, Philipp, erwähnt in den Briefen von 1251, 1252, 1253 und 1254 nichts mehr von der Kirchweih. So ist trotz Mangel eines Dokumentes anzunehmen, daß die Kirchweih im Jahre 1249 oder 1250 stattgefunden hat und zwar am Sonntag Reminiscere.

Aus Anlaß dieser Kirchweih wurde am Vorabende am Plage vor der Kirche ein Markt abgehalten, der noch bis heute am Samstag vor dem 2. Fastensonntag stattfindet. Er wird Schwester-Kirchweih-Markt genannt und findet sich unter diesem Namen in alten Kalendern. Ältere Bewohner von Lienz werden sich erinnern, daß er erst vor ein paar Jahrzehnten wegen Platzmangels auf den Rindermarkt verlegt wurde.

Diese Kirchweihzeitung wurde für so wichtig angesehen, daß er öfters zur Bezeichnung des Datums von Urkunden oder als Stichtag bei Verträgen benutzt wurde. So Graf Meinhard von Görz: „Datum hoc anno Domini 1309 in dedicatione sororum“ oder Benedikt Bachner, der laut Vereinbarung seinem

Guts Herrn Welt Nettlich um Wicheall und um „Reminiscere“ je eine Hälfte des Zinses zahlt und, wenn ihm um Jacobi gekündet wird, an der „Schwöster-Kirchweih“ abtreten muß (1579).

Das Kirchlein soll nur bis zu den Stufen zwischen den heutigen Seitenaltären gereicht und als Seitenkapelle die ursprüngliche Kapelle behalten haben. In ihr wurden bis Kaiser Josef II. die Dominikaner-Beichtväter der Schwestern begraben, weshalb die Kapelle heute noch im Volksmund „Grüßl“ genannt wird.

Bereits im Jahre 1251 geschah eine Donatton an die „Kirche“ durch Hilpurgis, Witwe des Hilprand von Lünze, die mit Zustimmung ihrer Kinder ihr Gut zu Nemloch, das jährlich 8 Veronefer Pfund zinst, verschreibt. In Hilpurgis Namen wird die Schenkung in der Kirche dem versammelten Volke verkündet (20).

Im gleichen Jahre schenkte Abt Friedrich von Viktring jene Güter auf dem Berge St. Johann bei Traburch, die ihm Erzbischof Eberhard im Jahre 1242 erkaufte und die bis dorthin der Klariker Ulrichus de Birge als Lehen inne gehabt hatte, mit Zustimmung des ganzen Kapitels den Schwestern zu Lünze (21).

Am 25. November 1251 befreit Philipp, Erzbischof von Salzburg, die Schwestern „die unermüßlich bei Tag und Nacht dem Herrn dienen“, ebenso ihre Priester, ihre Kirche in allen ihnen zustehenden geistlichen Sachen, von allen Rechten des Ortspfarrers, in dem er sich und seine Nachfolger als deren unmittelbare Ober, beständig gleichzeitig gestattet er, daß die Dofen, welche in der Kirche eingehen, und andere Spenden der Gläubigen angenommen und zum Unterhalte verwendet werden dürfen (22).

Alle von Philipp erteilten Exemtionen, Indulgenzen und Privilegien werden vom Bischof, Dekan und dem ganzen Dominikanerkloster von Salzburg am 9. April 1252 bestätigt (23).

Am 20. desselben Monats schenkt Burggraf (Vasall) Heinrich de Pünz mit seinen Söhnen Chunrad, Salzerius und Willihelm als Gut auf dem Berge Weiss der Kirche und den Schwestern an der Brücke zu Lünz unter Zeugenschaft von Graf Weinkand, Aluonius Conerow, Aluonius Conerdos de Birge, Fribreun, Jovan, von Klaus, Ernestus inde de Lünz, Volker de Kowst, Wehschalus ibidem, Leachemanus de Ledach, Aluonius de Patriarchsdorf, Gutinomanus Wachen, de Lünzen, Hermanus de Krakau, Alinhadas cind (24).

Eine 3. Urkunde vom April 1252 besagt daß Bischof Heinrich von Bamberg allen jenen, die den „sorores penitentes apud Lünz“ ein Kloster geben oder sonstige Hilfriche Hand leisten, einen Ablass von 40 Tagen verleiht (25).

Auffallend ist, daß Bischof Heinrich dt. Erzbischof, „sorores penitentes“ nennt. Es hat also diese Bezeichnung keinen Bezug auf die früherbestehende Regelgemeinschaft, sondern bezieht die Schwestern von Lünz als Dominikanerinnen ohne Klau-

sur, die in ihrer Einrichtung an die anfängliche Ordnung in Prouisse erinnern.

Schon am 18. Mai 1253 verordnet Philipp, der Erwählte von Salzburg, daß Meisterin und Konvent nach der Regel des heiligen Augustinus und den Konstitutionen der Brüder des Predigerordens leben sollen „dem Leibe nach eingeschlossen in die Klausur, jedoch in Freiheit des Geistes, damit sie so ein geordnetes Kreuzheer (dieser Gedanke lag nahe, denn es war die Zeit des 6. Kreuzzuges 1248—1254) den Kampf des Herrn, obwohl zarte Frauen, doch mit Mamekraft kämpfend, die himmlische Siegespalme erlangen. Gegeben zu Willstätt (26).

Im darauffolgenden Jahre bittet (rogamus, monemus, exhortamus in Domino) derselbe Kirchenfürst alle Christgläubigen, den Schwestern zu Lünz, welche nach der Regel des heiligen Augustinus in höchster Armut leben und ihr Haus erst neu erbaut haben, entweder selbst Almosen zu reichen oder dem Vorweller dieses Volkes zukommen zu lassen. Daffir gewährte er 30 Tage Ablass. Frisaco Idibus Martii 1254. Sile ad, An. 11. März 1254 (27).

## Anmerkungen.

- 1) Herbert Christian Scherben, her hlg. Dominikus: III S. 211 u. 212.
- 2) Heinrich Dominikus Lacorbair, Leben der hlg. Dominikus: IV S. 63.
- 3) Scherben: X. III. 28. S. 357.
- 4) P. Hieronymus Wilms, D. P. Das älteste Verzeichnis der deutschen Dominikanerinnen: II S. 16; III S. 102.
- 5) Stanislaus von Krakau, D. P. Magister in Polen: I 1865.
- 6) Wilms, her hlg. Spaztuch und seine Gefährten: IV. S. 60; zitiert aus Stanislaus von Krakau c. III., p. 847.
- 7) Scherben, X. V. 19. S. 361.
- 8) Seit 811 durch Karl d. Großen.
- 9) Original, Pergament mit Siegel (1, 1, II, 83)
- 10) D. P. (1, 3, 19.)
- 11) Getreidemaß, Scheffel
- 12) D. P. Reiteriegel (1, II, 21.)
- 13) D. P. Reiteriegel (1, III, 1.)
- 14) D. P. S. (1, II, 21.)
- 15) D. P. S. (1, II, 26.)
- 16) D. P. S. (1, II, 20.)
- 17) D. P. S. (1, II, 20.)
- 18) 4 Beraer = 1 Vierer, 5 Vierer = 1gr, 12gr = 1 Pf.
- 19) Bestände zur Geschichte der bischöflichen Kirche Säben und Birge in Tyrol von Fr. A. Sinnacher, IV Band, II. Häft § V. S. 362, zitiert aus Harm-Seytr. II. p. 449 etD. de Mangerhof ex. Arch. Cap.
- 20) D. P. Reiteriegel (1, III, 32.)
- 21) D. P. S. (1, II, 27.)
- 22) D. P. S. (1, II, 50.)
- 23) D. P. S. (1, II, 21.)
- 24) D. P. S. selbst Reiteriegel des Gr. Weink. (1, III, 47.)
- 25) D. P. S. (1, II, 37.)
- 26) D. P. S. (1, II, 44.)
- 27) D. P. S. (1, II, 40.)

\*) Steibl, Ephemerthee, pag. 345.

## Die Tüllbacher Tabernakel Muttergottes.

Von E. Angerer, Mena.

Wenn man aus Österröcher in die Luggau geht, nicht über den Rosel, sondern über Karltisch, kehrt man hinarwärts oder herwärts nicht ungern in der schönen Kirche von Oberüllbacher zu.

Aber nicht viele der Pilger werden wissen, daß die Tüllbacher Pfarrkirche auch ein Liebfrauen-Bildtum ist, ein Gnadenbild birgt. Der Tabernakelaufbau ist von einem zweiten Gebälge überwölbt und darin thront eine ungefähr 25 cm hohe Holzstatue der jungfräulichen Himmelskönigin. Sie trägt die Krone, eine breite Strahlenglorie umgibt das Haupt, ein Kranz von Engeln in Halb'g'; — die Hände aber halten nicht das Szepter, sondern fallen sich; die bittende Allmacht! Als bekleidetes Marienbild trägt die Tabernakelmuttergottes je nach Festzeit Kleidchen aus weißer Seide oder rotem Samt mit Goldstickerei; das wäre ja etwas häufig wiederkehrendes; eigenartig ist aber, daß die zugehörigen Mäntelchen nicht an die Schultern der Statue gelegt, sondern als auf die Spitze gestülptes Bierock in den Hintergrund gespartet werden. An Schmuck besitzt das Gnadenbild ein goldenes Schänke, Familienstück aus der Familie Waldner-Klenzner.

Das Häuslein über dem Altare bedeutet für die Oberüllbacher seit bald zwei Jahrhunderten das Gesicht der Mutter; hier hat sich Jahrzehnt um Jahrzehnt das Leid ausgemeint und die Angst gesänftigt; und wenn man die Geschichte des Gnadenbildes über Segensbildes durchliest, bis man, als hätte es die Muttergottes an diesem Erdwinkel eigens darauf abgesehen, die Mutter einer einzigen Gemeinde zu sein; niemand von auswärts kommt an diese Gnadenstätte, alle vom Dorfe wissen diese Herzensheimat; auch heute noch, schreibt der Ortspfarrer, kann man die Ueberzeugung gewinnen, daß namentlich bei den älteren Leuten ein recht großes Vertrauen zur Tabernakelmuttergottes vorhanden ist, daß sie in allen schweren Anliegen zu ihr die Zuflucht nehmen und zuverlässlich Hilfe erwarten.

Dieses Vertrauen und die Verehrung des Gnadenbildes spricht aus dem trauten Vorfrauche, dem täglichen Abendrosenkranz ein Vaterunser zu Ehren und um die Filialität der Tabernakelmuttergottes anzufügen.

Am den hohen Festtagen mit feierlicher Prozession verläßt die Himmelskönigin ihr kleines Zelt und nimmt auf einem mit bunten Sträußen prächtig geschmückten und von einem feinen verguldeten Baldachin überwölbt „Ferggele“ Platz. Vier Burschen in der schmucken Alt-Tüllbacher-Tracht tragen sie dem Allerheiligsten voran. Früher hob ein Priester, mit dem Chorrock bekleidet, das Gnadenbild von seinem Standort und brachte es zum Tragaltar; seit ungefähr 1878 tut es der Wiesner und immer noch beklagen die Leute den Ausfall der früheren Gepflogenheit. Wenn dann die Prozession in die Kirche zurückgekehrt ist und der Trag-

altar für den Rest des Tages im Kirchenschiff stehen bleibt, kauen bis in die tiefe Nacht stille Beter vor der Schnitzerei des Dorfes und der milde Schimmer der Kerzen erlischt erst in später Stunde.

Kerzen brennen auch bei fast allen kirchlichen Andachten vor dem Bilde, Kerzen werden geopfert und heilige Messen zu Ehren der Tabernakelmuttergottes bestellt; das Opfer an Geld betrug in den letzten Jahren zwischen 12 und 19 Schilling, keine hohen Summen, aber Beweis des Bittens und Dankens gläubiger Christen.

Früher waren links und rechts des Hochaltars zwei Bretter angebracht, Träger zahlreicher Botengeschenke: silberne und wächserne Herzchen, Hände und Augen und Füße; Wickelkinder, Pferdchen und Lamplen, Kälber und Kühe. Daneben hingen handgemalte Wundertafeln in bunter Reihe. Leider wurde gelegentlich einer Kirchenrestauration alle diese Weisgaben entfernt — um 1900 — und zum Teil in der nahe Lourdesgratte angebracht. Gut gemeint, aber nicht gerade bestens getroffen! Der Tabernakelmuttergottes widmete man zum Ersatz eine Tafel mit ganz belangloser, allgemein gehaltenen Inschrift, die freilich wenig von dem frohen Vertrauen und der schönen Kindlichkeit auszustrahlen vermag, wie sie in den Boten der alten Zeit liegt und deren besten Teil bildet.

Soll man nun birgt die Tüllbacher Pfarrkirche ihren Schatz? Diese Frage, für manchen Gnadenwort so unsicher zu klären, ist für Tüllbacher mit aller Genauigkeit beantwortet.

In einem Buche: „Ursprung und Herkommen der lieben, gnadenreichen Mutter Gottes Maria unter dem Titel „Mariae Himmelsarth“ . . . auch Beziehung der Gnaden und Wohltaten . . .“ hat der fernzeitliche Seelsorger, Curat Felix Hofer, in Tüllbacher von 1727 — 37 mit gewissenhafter Treue aufgezeichnet, wie das Gnadenbild nach Tüllbacher kam und was sich im Zusammenhange mit demselben bis 1737 ereignete.

Die breite Darstellung des 18. Jahrhunderts etwas kürzend, geben wir den Bericht hier wieder.

Zu Hall in Tirol lebte eine fromme Jungfrau, die vom lieben Gott zum Ordensstande und nach kurzem Ordensleben in die Ewigkeit berufen wurde. Als sie noch in der Welt lebte, trug sie besondere Andacht zum wundertätigen Liebfrauenbilde in der Waldaußischen Kapelle (I) der Haller Pfarrkirche. Um dies Bild auch im eigenen Heim vor Augen haben zu können, bestellte sie sich eine Kopie davon. Doch ehe die Bestellung ausgeführt wurde, war das Mädchen ins Kloster getreten und auch schon aus dem Leben geschieden.

Um diese Zeit kamen zwei protestantische Kinder nach Hall, zwei Schwesterlein, deren Eltern gestorben waren. Das größere erhielt im Stift Untertürk. Besonders war es die Gräfin Anna Ma-

ria von Bergen, die sich des Kindes annahm. Die anderthalbjährige Kleine starb und das Schwesterlein klagte drum mit bitterem Heimweh. Man tröstete es mit dem Hinweis auf den schönen Himmel, wo das Geschwisterlein nun mit den Engeln spiele. Da sagte das Waislein: „Ach, wäre ich doch auch im Himmel! Wer hat denn den Schlüssel, daß wir hineingehen können?“ Gräfin Bergen zeigte dem Kinde das Bild der Himmelskönigin. „Den Himmelschlüssel hat diese hohe Frau, ja sie selber ist die Himmelspforte!“

Zugleich kam ihr der Gedanke, dem Waisenkinde zur Kenntnis und Liebe der Gnadenreichen zu verhelfen, damit es wieder eine Mutter habe. Sie ließ für das Marienbild ein Gehäuse machen, kleidete und schmückte es, so schön sie konnte und war mitkennend, es dem Kinde zu überlassen. Während dieser Pläne und Vorbereitungen berichtete die fromme Gräfin auch selbst häufig ihre Andacht vor dem lieben Bilde und nach und nach verließte sie sich in den Gedanken, noch besser sei es wohl, das Nachbild, dessen Original sich so wundervoll erwies, irgendwo der öffentlichen Verehrung zuzuführen. Da fragte es sich, welcher Ort mit dem Kleinod beschenkt werden sollte. Die Wahl der Gräfin fiel aufs entlegene Obertillach. Welcher Umstand ihr Auge in das ferne Tal lenkte, weiß der Bericht nicht zu sagen, wie er auch die Namen der Kinder, sowohl als des Mädchens, auf dessen Gehirne die Statue angefertigt wurde, verschweigt.

So kam zuerst unter dem 21. April 1735 ein Schreiben an den Kuraten von Obertillach, das die Schenkung einer zwar kleinen, was mehr als spannhohen Bildnis Mariae der Mutter Gottes ins Tillach“ in Aussicht stellte, „wanns angenehm war“. Der Kurat hatte aber gar nicht erst Gelegenheit, seine Schäflein zu fragen, obs angenehm war, denn schon am folgenden Tage kam die Sendung an. Gräfin Bergen hatte ein zweites, noch wertvolleres Häuschen dafür bauen lassen und die Statue selber war am Gnadenbilde der Waldauß'ischen Kapelle berührt worden, um alle Segenskraft des Heiligtums auf dessen Nachbild zu verteilen.

Das war um die Zeit der Frühjahrskreuzgänge, die früher bedeutend zahlreicher waren als heute. Mit dem Feste Christi Himmelfahrt schloß die Pilgerzeit ab und dieses Fest benützte Kurat Hofar, um seinen Seelsorgskindern in der Predigt eingehend zu berichten, welcher Schatz mittlerweile in Tillach angekommen sei, welcher Verehrung sich das Original im Innthal und weit darüber hinaus erfreue, und wie groß auch das Nachbild sich segensreich erweisen werde, wenn man nur der Gutmutter das entgegenbringe, was sie an andern Gnadenstätten empfangt: Verehrung und Vertrauen.

Die Tillacher hörten mit frommen Kinderherzen zu und „die heilige Bildnis wurde fortan zum Hochaltar getragen und auf den heiligen Tabernakel gesetzt; aus ihrer Urjoch wird auch bis heutigetage

insgemein nennen: Unsere liebe Frau oder die liebe Muttergottes auf dem Tabernakel“.

„Gleich sodann sängen die lieben Tillacher an, ein sonderbares Lieb und Andacht zur lieben Mutter Gottes zu tragen, daß Mann und Weib, Jung und Alt, Reich und Arm, ihr Gebett und Andacht vor dieser ihrer hl. Bildnis auszusprechen, und in allen Nöthen ihre Zuflucht zu und bey der selben mit großem Vertrauen suchten: sie brachten auch nach jedes Andacht und vernegen Lauerndar opfert, welches sie anfanglich, weil noch kein Opferstück war, nur auf den Altar legten, aber hinter die Canon Taffel, und darvon gengen, welches doch, so viel wir sehen, alles zu rechten gebracht, also daß man damit die heilige Bildnis Mariae nach und nach, mehr und mehr, schon zieren und herfürbruchen wegen. Wo auch die gnadenreiche Mutter Gottes unterdessen nicht unterließ, ihren anrechtligen Verehrern und Liebhabern unterschiedliche und auch große Gnaden und Wohltaten von dem lieben Gott allda zu erbitten und zu erhalten, deren etwelche allhie beygesetzt werde. Ich jage es bleyey, wie es jedes selbs angezeiget, erzelt uns brährestiget, dadurch verlangend Gott und Mariae die gebührende Ehr und Dank zu geben.“

Nun folgen im Buche aus den jährl. Jahren 1735 bis 37, während welcher Kurat Hofar noch in Tillach antwortet, nicht weniger als 121 Gnadenserkörungen. Sie als Wunder anzusprechen, oder den Namen Wunder für diese schätzbaren Erzählungen rund abzugeben, ist etwas wie denen, die in solchen Dingen Mater und Naturverurteilung genau gegeneinander abzumessen schiffen und durch die unendlich mannigfaltigen und in raus charakteristischen Beziehungen zwischen Schöpfer und Schöpfung, Schöpfer und Geschöpf vollends klar geworden sind. Für uns gewöhnliche Christen genügt der alle Christenglaube, daß Wunder möglich und Gebetserhörungen dem Vertrauen zugesichert sind.

Wenn man auch diese „Verzeichnis der Gnaden und Wohltaten“ blättert, weht einem etwas entgegen, wie die Luft eines verlorenen Paradieses oder die Atmosphäre unseres frühesten Christentums; ein Hauch, der zuerst fast befreundet und dann so gefangen nimmt, daß man nur ungern das Buch schließt und seinen Duft verfliegen läßt. Dieses Etwas ist die Lebensauffassung unserer Ahnen, die aus den Blättern spricht; die uns abhandlungskommene Selbstverständlichkeit, in allem hinter der Natur die Uebennatur zu suchen und zu finden, eine Wertung der verschiedenen Lebenswerte, zu der wir heute ja auch noch einigermaßen bedauern, nach der wir aber so ganz und gar nicht mehr leben, eine ganz unerschöpfliche Größ. in einer ganz kindlichen Einfachheit.

Maria war die Hausmutter, und sie alle, die Leutchen von Tillach, waren ihre treuherzigen Kinder. Wie die Kinder, riefen sie sie in allem zu Hilfe, wie die Mutter half sie in allem, auch dem Weiblein, in dessen Milchbübel der Kaim nimmer zu Butter werden wollte. Maria half den Kindern ins



Leben, die schon an dessen Schwelle gefährdet waren, und gab die ebenso gefährdeten Mütter dem Leben zurück, heilte die Krüppel von Vergiftung und gebrochenen Gliedern und die Großen von Blindheit und Laubheit und Lähmung und wohl von allen Arten Gebrechen und Leiden, die einem zerarbeiteten Bauernleibe zustößen können.

Aber sie schützte auch die Habe ihrer Kinder, und darum hilft sie beim Vieh auf der Alm und im Stalle, im Absturzgefahr, und noch, wenn schon Kind und Krad und Gratten im Graben liegen und der armen Häuslerin auch noch, da der Geter die Henne schon angerissen und mit einem Loch im Rücken liegen gelassen hat. Einen Kreuzer der Gnadenmutter zu opfern, hat sie aus ihrer Armut versprochen und einen wollte die erwachsene Tochter besteuern. Da sing die toll vermehrte Heere an den Kopf zu rühren und kam zurucht und der Kranken- dank fürs Huhn war so himig wie der des Bauern für die augenschwellige Hilfe im brennenden Wald, und wie der Dana der Gemeinde, da die Mutter auf ein Verlöbniß hin den ringsum verherrenden Viehtiesel nicht in Alllach hineinließ.

Aus der Fülle nun noch ein paar Ueberschriften: Maria ermahnt einer kaisinartigen Ehe die rechte christlich Liebe, sie erhält einen od Ehren, der in falschen Verdacht genommen war, sie errettet aus Lebensgefahr im Sturmwind auf dem See, bringt ein unbrauchbar gewordenes Althorn zu recht, hält das aufziehende Gewitter ab, bis das Huhn in Schabern ist, hilft dem armen Fischer zu einträglichem Fang, hält bei langem Regenwetter den russischen Baugrund zurück, verhilft armen Kranken zu Medizin und Pflege und verführten Missethigen zu wohlthätigen Freunden. Sie schützt aber auch in Anfechtung, ringert das Gemüt, wehrt dem gähen Zorn, heut Trost und Verzweifeln. „Wir haben alles von ihr erhalten, um was wir sie gebeten haben“, bezeugt ein Bilderverpaar. „Du liebe Mutter Gottes richtest alles aufs beste, was man ihr anbefiehlt“, sagt treuherzig ein anderer Zeuge.

So waren die Früchte aus der zweijährigen Blüte der jungen Gnadenstätte.

Wie die Huldweise der Mutter, so verzeichnete Curat Hofer auch gewissenhaft die kleinen Dankesgaben der Kinder. So fanden sich im Mal des Jahres 1736 in der „Bilchs oder dem eisernen Opferstöckel“, das selber eine der ersten Spenden war, drei Gulden in hunderthünfzehn „Stüchl Münz“. Aber im Ablauf des ersten Jahres machten die Teilsamten doch im ganzen 22 fl. 10 kr. aus, wovon ein kleiner Teil dem Stift in Hall übersandt, ein zweiter der Pfarrkirche verrechnet wurde, falls ihr durch die neue Opferstätte etwas an Einnahme entgangen wäre und das übrige zum Schmuck des Gnadenbildes, vorab für ein neues, zum Tabernakel passendes Häuslein Verwendung fand. An diesem Gebäude verdiente sich der Tischler sieben Gulden Macherlohn, der Schmalker rechnete 12 fl. 30 kr. und dafür, daß er es von Holz nach Lillach übertragen bekam er 14 kr. Trinkgeld. Der „Kle-

derschrank“ der Himmelskönigin kam „sanft allem Zubehör“ auf 1 fl. 4 kr.

Hier brechen mit dem Vermerk einiger Messen, der Spenderin und der Ueberbringerin des Gnadenbildes zur Erkennlichkeit gelesen, und mit den Ausgaben ist ein paar Zünnerne und ein paar silberne Leuchterken und eine ditto Laufmuschel die Eintragungen des Curaten ab. Felz Hofer war nach Hippach verlegt worden.

Zwar vermelden auch die drei verschiedenen nun folgenden Handschriften noch ein paar Dugend Gebetsbittungen bis ins Jahr 1813; aber der temperamentvolle Schreiber, der ungefähr um diese Zeit seinen hochw. Amtsbrüdern vorwirft, sie hätten seit Kurat Hofer die Gnadenstätte vernachlässigt und das Volk in seinem kindlichen Verkehr mit dem Gnadenbilde allein gelassen, und darum sei die Tabernakelmuttergottes noch und noch in Vergessenheit geraten, mag nicht ganz unrecht haben. Erst Kurat Lambert Kats, sagt er, habe „mit großem, hitzigem und andächtigen Eifer“ das wundertätige Marienbild wieder zu Ehren gebracht, sowohl durch sein Wort von der Kanzel aus, wie auch durch Abhaltung feierlicher Andachtsübungen, die zu Ereignissen für die Gemeinde wurden. Den Daten nach mußte Kats diese Bemerkungen fast selber geschrieben haben; da es aber noch nicht wohl denkbar ist, er habe sich selber als 3. Person ausgesprochen und so lobevol sein eigenes Tun gepriesen, werden wir diese Aufzeichnungen eher seinem Nachfolger Franz Glanz zuschreiben dürfen, der sich selber als begünstigter Verehrer der L. M. G. und Klander ihres Lobes erweist. 3)

Nach ihm aug nur noch Kurat André Mariner ein paar Seiten ins Buch ein. Er beschrieb 1833 die Feier des hundertjährigen Jubiläums der Uebertragung des Gnadenbildes nach Lillach. Sie wurde über Ersuchen der Gemeinde veranstaltet und umfaßte die Oktave vom 28. Juni bis 5. Juli. Für den ersten Festtag, zugleich Herz-Jesu-Fest, war Prozession mit dem Gnadenbilde in Aussicht genommen, die aber wegen Schneefalles unterbleiben mußte. An den Oktaven war morgens 5 Uhr Amt, abends 8 Uhr Rosenkranz mit gesungener Litanei und feierlichem Segen. Am Schlußtage konnte endlich die Prozession „geführt werden, wobei die schöne Ordnung und ersichtliche Erbauung jedes angesprochen hat.“

Es gereicht H. N. Mariner gewiß zur Ehre, daß er von seiner Gemeinde mit solcher Schätzung spricht; er hätte auch anderes berichten können, denn schon im Jahre 1838 resignierte er insofern allzunkünftiger Kränkungen auf die Kuratie und zog sich auf das Benefizium zu Ehrenburg zurück.

Die Vorgänge jener Jahre wurden zum Kern einer Legendenbildung. Die alten Leute konnten die schönsten Zeiten, wo die Tabernakelmuttergottes so ganz des Volkes Heil gewesen war, nie vermissen und die Abnahme der Ehrfurcht und des

Vertrauens gegen Heiligtum und Priesterchaft tat Ihren glaubenstreuen Herzen wehe. Und der Niederschlag dieser wehmütigen Stimmung war eben die Legende, die man noch heute von den alten Leuten hören kann: Es war einmal eine fromme Frau, und der kam es im Traume öfter vor, wenn die Lillacher mit ihrem Pfarrer nicht besser umringen, bliebe die Tabernakelmuttergottes nicht mehr bei Ihnen. Und eines Tages, als der Mesner, — damals zu Huter —, der abends die Kirchenlär selber gesperrt hatte, morgens zum Belläuten in die Kirche kam, stand zu seinem großen Staunen und Schrecken die Tabernakelmutter auf dem Speisaltäre, wie im Begriffe, wegzuziehen. Der Kurat selber mußte das Bild auf seinen Platz zurücktragen.

Nun, ausgewandert ist die Muttergottes aus der Lillacher Kirche nicht, das hat sie Ihren Kindern immer wieder erwiesen. Ein altes Frauele erzählt z. B., daß es von keinem Großvater als Kind oft hörte, wie zu seiner Zeit ein totgeborenes Kind

am Gnadenaltar zu weihen anfing, getauft wurde und dann wieder starb. Erst im Jahre 1925 aber brachte eine gläubige Mutter ihr fest Geburt krankes Kind, dem ärztlich: Kunst nicht geholfen hatte und dem die Sterbekrize des öfteren angezündet war, an drei aufeinanderfolgenden Festen vor die Tabernakelmuttergottes und das Kind wurde auffallend rasch und vollkommen gesund, zur Freude nicht nur der Familie, sondern der Gemeinde, die wieder sah, daß nicht die machtvolle Hand Gottes, sondern nur unser Vertrauen karger geworden ist. 4)

In elliichen Jahren begeht die Tabernakelmuttergottes das Jubiläum ihres zweihundertjährigen Wohnens in der schönen Einsamkeit von Lillach. Ohne Zweifel wird die Gemeinde in jenem Jahre alles daransetzen, um ihre hohe Schützerin gebührend zu feiern. Das schönste Fest aber würde es für Maria sein, wenn ihre Schuttkinder es ihr möglich machten, wieder so freigiebig und wundersam ihre Huld zu zeigen, wie in jenen Monaten, da sie zuerst vom Tabernakel niederschaut: ins Volk 5) 6).

## Anmerkungen.

1) Die Waldauff'sche Kapelle in Hall ist von einem Östirler, Ritter Florian Waldauff von Waldenstein, erbaut worden. Er ist, berichtet bei 1700 bei den Kapuzinern erschienene „Heilige Frucht- und Blumengarten“, im Jahre 1440 zu Uch bei Laras als Sohn einfacher Bauernleute geboren. Als Bub ein Lumpigut, entlies er seinen Eltern, brachte sich eine Welle als Hirt durch und trat dann in die deutsche Reichsarmee ein. Er zeichnete sich durch Fähigkeiten aus, die selbst die Aufmerksamkeit des Kaisers auf ihn lenkten, sodas Friedrich 8. ihn zu seinem Leibburgen machte und Mag. l. ihn 1490 zum Ritter von Waldenstein abellte, zum ersten Kammerer in Innsbruck ernannte und 1492 mit der Herrschaft Kettenberg belehnte. Auf einem Feldzug geriet er mit seinen Mannen in Schiffsbruchgefahr und verlor eine Stiftung zu Ehren der Muttergottes und aller Heiligen. Zur Erlösung dieses Geilbdes sammelte er Restgaben durchs ganze Heilige Römische Reich, verschaffte sich ein Bild der unbefleckten Himmelskönigin und baute für diese Schätze die prunkvolle Kapelle in der Haller Pfarrkirche. Die Uebertragung der Reliquien vom Schlosse Kettenberg ins neue Heiligtum fand am 19. März 1600 statt und wurde zu einem überaus pomphösen Feste mit ungeheuerem Volkszuge. Pilgerscharen kamen 40 bis 60 Meilen Weges her und genossen „ewigen Schutz des Römischen Reiches“, Ritter von Waldenstein, dessen Lebensleiter die Sprossen tief im Volke ansetzte und hoch am Throne abschloß, starb am Neujahrstage 1610 und wurde in der Gnadenkapelle begraben. Mit seinem Sohne Hans erlosch auch schon die Reihe derer von Waldenstein. Näheres Östirler Heimatblätter 8. Jahrg., S. 49; Willeker: Fl. Wald. v. Waldenstein.

2) Das Lillacher Bild weicht übrigens vom Haller Original ab: Dort ist auch das satte Gewand holzgeschmilt, während die Tabernakelmuttergottes unter der Stoffbekleidung nicht ausgearbeitet ist; und während hier die Englein in einem Kreise das Haupt der Himmelskönigin umschweben, sind sie am Haller Gnadenbilde bemüht, den weiten Mantel zu halten und auszubreiten.

3) Curat Felix Hofer war geboren zu St. Lorenzen im Pustertal; in Lillach Curat von 1727 — 87, dann Curat zu Hippach; er stiftete sich 1741 zu Lillach einen Jahrtag auf den Montag nach dem 6. Sonntag nach Ostern.

Curat Lampert Rals war zu Hall geboren, war Chorherr von Willten und wurde 1813 von Strachen nach Lillach versetzt. Er starb am 1. April 1816 und wurde, wie seine, einen Monat vor ihm verstorbene Mutter in Lillach

beerdigt; aus seiner Seelsorgezeit stammt die Gepflogenheit im Dorfe, dem Abendrosenkranz ein Vaterunser zu Ehren der L. M. G. anzufügen.

4) Curat Franz Borglos Blanzl war geboren zu Venz 1772, war an neun verschiedenen Orten Provisor, ehe er es in Lillach wurde.

5) Die Uebung, sich die Hilfe der Gnadenmutter an drei aufeinanderfolgenden Festen zu ersuchen, taucht im Verzeichnisse der Gebetserhörungen schon 1736 auf. Andra Anna-wanter, junger Mesner alda bei St. Ulrich und sein Ehemann Katharina entbehrten in ihrer Ehe des Kindersegens. Was war ihnen zu großem Kummer, nicht nur wegen des Gespöttes, das die Frau traf, sondern auch, weil sie, wenn ohne Erben verbleibend, zufolge einer Erbschaftsbestimmung Haus und Hof verlassen mußten. Wie alle, nahmen auch sie die Zusucht zur Tabernakelmuttergottes. Am 30. November begannen sie gemeinsam eine Novene mit Empfang der hl. Sakramente und beteten täglich mitkommen neun Ave vor dem Gnadenaltare. In ihrem ersten Anliegen nach während dieser Andacht erhört, begannen sie neun Tage vor Maria Verkündigung eine zweite Gebetszeit um fernern Schutz und Segen für Kind und Mutter und ebenso hielten sie die Novene vor Maria Geburt am 8. September. Sie war noch nicht zu Ende, als Frau Katharina „mit einem recht schönen Marlelen erfreuet“ ward, das allsogleich zu seiner himmlischen Fürbitterin in die Kirche getragen und getauft wurde.

6) Sämtliche Ausgaben sind den Bemühungen des Hochw. H. Orts Pfarrers Ludwig Weider zu danken.

7) Es wird manchen Leser bedünken, die Arbeit über eine die Grenzen der Gemeinde nicht überstrahlende Gnadenstätte nehme denn doch allzuviel Raum in diesen Blättern ein. Ohne Zweifel, wenn unsere H. Bl., wie andere dieser Art, nur für den Kreis jener Geschriebenen wären, die an Heimatforschung mit Interesse teilnehmen. Die unsern sind aber Besitze einer Zeitung, die in alle Häuser des Gebietes geht. Darum sind sie in diesem Falle vor allem berufen, der betreffenden Gemeinde zu dienen und unter diesem Gesichtspunkte wird die Ausführlichkeit notwendig. Soweit das Material reicht, wird die Behandlung der übrigen Wallfahrtsorte nicht viel anders ausfallen. Wer sich lieber an knappe Berichte hält, möge ruhig überschlagen und das Östirler Wallfahrtsbuch abwarten, das, soweit Östirrol in Frage kommt, an gedrängter Darstellung kaum zu wünschen lassen wird. G. Angerer.

## Die Kapuziner in W. Matriei.

Von Karl Malfer.

Die Pfarre Leng umfaßte bei der Visitation 1676 außer der Stadt Leng auch noch die heutigen Seelsorgsstationen des vorderen Iseltals, Oberleng, Ainet, Schlatten und St. Johann i. W. (ohne Oblas). Sie zählte nach Angabe des Stadtpfarrers und Dekans Paul Dingsl „bei 3000 Kommunikanten“. (Leisach mit Banenberg, Grafendorf und Nuggdorf gehörten zum Pfarrbezirk Döllach!) Die Pfarre W. Matriei mit 2220 Kommunikanten, heute noch eine der räumlich zerstreutesten des ganzen Landes, begriff damals aber auch noch Oblas, Mitteldorf und die beiden Defregger Kolonien Dellach und Ragell in sich. Während nun in Leng neben dem Stadtpfarrer, seinem „Senior-Kooperator“ und dem zweiten Kooperator seit 1655 ständig ein Benefiziat an der Liebburghkapelle wirkte, zeitweilig auch bei St. Michael am Rindermarkt und im Spital Benefiziaten aufgestellt waren und überdies die Karmeliter (1785 von den Franziskanern abgelöst,) ihr Kloster hatten, mußten dem ungleich ausgeübteren und schwerer zu besorgenden Pfarrbezirk W. Matriei zwei Priester betreuen, ein Pfarrer mit seinem Kooperator. Nachdem in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter dem Einfluß der abgehaltenen Jesuitenmissionen und der allenthalben eingeführten Bruderschaften, Stiftungen und Verlässe die seelsorgliche Tätigkeit sich gegen früher bedeutend verdichtet hatte, ist es wirklich nicht zu verwundern, daß man sich auch in W. Matriei des herrschenden Mißverhältnisses zwischen Bedürfnis u. Befriedigung desselben in seelsorglicher Beziehung bewußt geworden ist. Es scheint, daß zu dieser Hauptursache auch noch Nebenursachen persönlicher Art hinzuge treten sind, die in einem Teil der Bevölkerung, namentlich der Marktbewohner, den Wunsch entstehen ließen, die Kapuziner im Markte W. Matriei heimisch zu machen: im Jahre 1745 hielt ein Teil der W. Matriei beim Konsistorium in Salzburg um die Erlaubnis zur Errichtung eines Kapuziner-Hospizes an, für welches sich, wie auch für die zu erbauende Kirche bereits Guldäer gefunden hätten (Linkhauer I. 699 berichtet, daß ein Wohlthäter 15.000 fl. angeboten und mehrere andere einen Beitrag von 2300 fl. zugesichert hätten; der Hauptwohlthäter war der Kaufmann Leonhard Rautter.)

Am Ende des Jahres (29. Dezember) erging von Salzburg aus der Befehl an den Dekan Leng, er solle von den benachbarten Seelsorgern und Klöstern Gutachten über diesen Plan der Matriei einholen. Obwohl die meisten der abgegebenen Äußerungen nicht vorhanden sind, läßt der Gang der Verhandlung doch auf eine fast durchaus ablehnende Haltung schließen; der Matriei Pfarrer Josef Posch, der schließlich doch die Verhältnisse am besten kennen mußte, wenn er auch mit seiner

Pfargemeinde nicht im ungetrübten Frieden lebte, \*) lehnt den Plan kurzer Hand ab; das Ganze sei nur „weibischer Willen“, denn die Frau Rautter habe einen Bruder, bei den Kapuzinern und sie hoffe, durch Verwirklichung ihres Planes, ihn bei sich haben zu können; der Schreiber der Bittschrift stecke überdies tief in Schulden, daß nur die Erbauung des Hospizes, welche die Ablösung seines Hauses vorseh, ihn aus den Schulden bringe (und doch spricht die Bittschrift der Matriei in so beweglichen Worten von der Heilsbedürftigkeit und — Besitztheit der Leute, denen zwei Geistliche nie gerecht werden könnten!). Gewählter drückt sich der Erzortler aus, der den Plan für mira pla desleria erklärt, für einen frommen Wunsch, dem aber keine Notwendigkeit zugrunde liege. Auch er ist wie Pfarrer Posch für Abweisung der Bitte und meint wie jener, daß durch Errichtung einer Koadjutor — einer ständig besetzten Hilfspriesterstelle — den herrschenden Bedürfnissen abgeholfen werden solle. Von einer mehr materiellen Seite sahen die benachbarten Klöster und die weltliche Obrigkeit die Sache auf. Fr. Christian O. F. M., Guardian zu Innichen hat am 1. VI. 46 den Dekan, als Kommissär die geplante Klostergründung zu verhindern, weil sie nicht ohne Schaden seines Klosters zustandekommen könnte; 8 Tage darauf hilft er schon wiederum, der Herr Dekan möchte „sein armes Convent unter dero hochmögende Protection“ nehmen; ebenso wehren sich auch die Karmeliter in Leng gegen das geplante neue Hospiz, beide Klöster natürlich aus dem leicht begreiflichen Grund, weil sie eine Verringerung des Sammelergebnisses für sich fürchteten, wenn noch ein neuer Bettelorden sich niederlese, wo doch auch schon die Serviten in der Luggau in unserer Gegend sammelten.

Der Herrschftsverwalter von Leng machte den Pfleger in W. Matriei darauf aufmerksam, von Seiten der Herrschaft Leng würde man nicht dulden, daß die Patres des allenthalben errichteten Klosters im salzburgischen Matriei vom tirolischen (=Lengnerischen) Untertanen Holz beziehen oder sonstige Gaben sammeln; es sei für den eigenen Bedarf zu wenig Holz vorhanden. Die Untertanen seien arm und von bereits bestehenden Klöstern „mit Sammlungen überzogen, so von den Karmeliten in Leng, den Franziskanern in Innichen, den Serviten in der Luggau nebst etlichen Einsiedlern und dergl. Leu-

\*) 1788 brachte die Gemeinde eine Beschwerdeschrift vors Konsistorium, in welcher sie ihrem Pfarrer in 80 General- und Spezialpunkten vernadert; Nr. 29 lautet z. B.: kurz, es thuet kein gueth und mueß die Ehre Gottes solang bereits in all und jeden leyden, solang wir diesen H. Pfarrer haben müssen, massen (-da doch) dieser seine angewohnten Abgkeiten nimmer mehr lasset, noch dazue von Tag zu Tag noch abtcher wird.

ten“.)<sup>\*\*)</sup> Pfleger Lasser teilt sowohl dem Herrschaftsverwalter wie dem Konvikorium mit, daß er die Errichtung und Erhaltung eines Hospizes für (wirtschaftlich) unmöglich halte, denn die Bauern könnten kaum Zins und Zehent leisten und die Erhaltung von 3 bis 4 Patres würde dem kleinen Bezirk fast unmöglich sein; jedoch wäre die Anstellung eines dritten Priesters in W. Matrei durchaus wünschenswert.

Ob nun die matriereische „wählgeneigte Capuciner liebhabende Parthen“ von der fast durchwegs ablehnenden Haltung aller in Betracht kommenden Faktoren keine Kenntnis erhielt, oder ob sie trotz den andern ihren Plan verwirklichen wollten, Tatsache ist, daß sie im Jahre 1746 eine neuerliche Bittschrift ans Konvikorium sandte und zugleich den Lienzener Dekan, der der Klostergründung nicht so feindlich gegenüberstand, in einem beweglichen Schreiben ersuchten, sich ihres schlichten Wunsches anzunehmen, jedoch wiederum ohne Erfolg. Nun herrschte über ein Jahr lang Ruhe. 1748 lag dem Konvikorium eine dritte Bittschrift vor, welche am 8. Juli mit dem beantwortet wird, daß zwar die Errichtung eines Kapuzinerhospizes nicht gestattet werden könne, jedoch die Anstellung eines ständigen Hilfspriesters zugesagt werde. Ein letztes, 16 Folio-Seiten starkes Ansuchen der Kapuzinerpartei erhält am 28. Jänner 1749 auf der Rückseite die kurze Erledigung: „werden die Supplikanten mit ihrem Ansuchen ein für allemal ab und zu endlicher Ruhe hiermit angewiesen“. Und diese Erledigung erfolgte,

abmahl die Bittsteller den Erzbischof „kniefällig, inbrünstig und unablässig“ haben, er möchte doch den gewünschten Konsens erteilen, da ihnen ein dritter Priester nicht das bieten könnte, was sie sich von einem Hospiz versprechen dürften. (Unter Anführung von 14 Gründen).

Aber auch mit dieser so eindeutigen Abfertigung gab man sich in Matrei noch nicht zufrieden; denn als das Provinzialkonzil am 7. September 1749 zu Salzburg versammelt war, richteten Kautler und seine Konsorten an die Kapuziner die Bitte, es möchten sich doch sie beim Erzbischof verwenden, da ihren „gutgeneigten, eifrigen Capuciner Liebhabern“ kein anderes Mittel mehr zu Gebote stünde, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Die Provinzialvorsitzung konnte leider nur antworten, sie könne sich nicht noch einmal verwenden, weil diese Mühe vergeblich wäre, und die Patres „zweifelsohne von Widergesinnigen als unruhige Köpfe angeklagt, schließlich die Ungnade sich selbst an den Hals ziehen würden, zu geschweigen anderer vielfältigen und großen Beschwernissen, die sich in Anwendung besagten Hospiz zu allen Seiten herfürbringen würden“.<sup>\*\*\*)</sup> Dieser Bescheid bedeutete das Grab für den herzlichen Wunsch und die die sagen Bemühungen der Kapuzinerfreunde in W. Matrei.

Die Anstellung des dritten Priesters erfolgte noch 1749; sein Titel war Coadjutor Hilfspriester, jedoch wurde er mit D. d. Dekret. vom 30. Dez. 1819 an Titel, Lasten und Bezügen dem Kooperator gleichgestellt.

## Anton Warscher (1809).

Landesverteidiger aus Aßling.

(Von seinen Urenkeln Ferdinand und Josef Mederwieser.)

Anton Warscher, geboren am 7. Jänner 1777 auf dem Oberrauheggerhof in Kosten, Gemeinde Aßling, war um die Jahrhundertwende Bauer auf dem väterlichen Gut, Schneidermeister und zugleich Lehrer in Kosten.

Das Vertrauen seiner Nachbarn übertrug ihm die Stelle eines Hauptmannes der Aßlinger Sturmkompanie, in welcher Eigenschaft er auch vom Kommandanten des Pustertales, Steger, bestätigt wurde. Verhängnisvoll wurde für ihn die Teilnahme am letzten Sturm auf die Lienzener Klause (2. Dezember) und die 3 Kampftage, in welchen die Pustertaler Schützen die Klause gegen alle Angriffe der Feinde hielten, denen sie empfindliche Verluste beibrachten. Als dann die Franzosen, nachdem die tirolischen Stürmer die Klause geräumt hatten, durchs Drautal gegen Innichen und Bruneck marschierten, scheint Warscher durch Abtragung der Mittelwalder Brücke ihren Vormarsch verzögert zu haben, in der Absicht, den Stürmern eine von den Fein-

den unverhinderte und unbelästigte Heimkehr zu ermöglichen. (Die Landstraße überquerte vor 1882 oberhalb der Station Mittenwald die Drau und mündete sich bis kurz vor Abfalterbach auf der Schattseite.) Diese Vormarscherzögerung erwiderte die Franzosen derart, daß von Seiten des franz. Kommandos ein Preis von 100 oder 200 Silbergulden auf den Kopf Warschers ausgesetzt wurde. Die Gefahr ahnend, hatte sich Warscher jedoch bereits geflüchtet und hier und dort in der Köstner Alpe sein Versteck gesucht. Der Winter 1809—10 war aber so kalt und sayneereich, daß der Flüchtling die Alpe verlassen mußte; beim Langaterbauern, der den höchstengelegenen Hof in Berg-in (St. Justina, besitzt, fand er Zuflucht, ohne fürchten zu müssen, daß sein Aufenthaltsort verraten würde. Um Weihnachten herum war es, daß er zum erstenmal den Versuch wagte, Weib und Kind zu besuchen. Der Langater

<sup>\*\*) Die Haltung des Herrschaftsverwalters in dieser Frage hat sowohl die hohe Stiftskammer in Hall wie auch die D. O. Regierung in Innsbruck vollständig gebilligt und zu ihrer eigenen gemacht</sup>

<sup>\*\*\*)</sup> Bester Absatz aus: Geschichte der tirolischen Kapuziner-Ordensprovinz 1698—1898, von P. Agapit Hohenegger I 526; im Uebrigen wurden die Akten der Archive von Gmünd, Lienz und W. Matrei benützt; das Lienzener Dekanalarchiv allein in „Mappe W. Matrei“ Nr. 68 einundbreitig Stück.

ging voraus, um einer Ueberraschung durch etwam beim Oberrauchegger vorhandene Franzosen vorzubeugen und stand auch während Warschers Besuch in seinem eigenen Heim auf Vorposten. Damals war der Vogelsteller noch klug genug, diese Vorsichtsmaßregeln zu beobachten und auch stets wieder auf den Langackerhof zurückzukehren. Die Gefahr schien sich zu vermindern, darum macht er den Weg später noch oft allein, nachdem er sich verabreitermaßen vom „Gottbarier“ aus (von wo er sein Heim sehen konnte) überzeugt hatte, daß kein Franzose in der Nähe sei; durch Schwänken der Schürze gab ihm sein Weib das erwünschte Zeichen.

Es ging ihm jedoch, wie so vielen anderen Treuen im Lande; es sprach sich im Volke herum, wo der Gesuchte sich aufhalte und wie beim Oberkommandanten Hofer, so fand sich auch hier ein Subst, dem ein Geld der Berratlicht und ein Menschenleben billig wurde. —

Am 5. Jänner 1810 marschirte eine Abteilung Franzosen von Wien ab in der Richtung nach Bruneck. Beim Mittelwalder Wirt (heute Gasthaus Leiter) kehrten sie ein, da der tief verschneite Weg sie ermüdet hatte. In der Gaststube saßen mehrere Bauern, Nieder, Kostner und Kristiner, unter ihnen auch ein gewisser Waltl, der Knecht beim Mittelwider in Kosten war. Der kommandirende französische Offizier forschte nach dem Versteck Warschers und erwiderte mehrmals mit Nachdruck, daß sich in dieser Sache nichts als ein schönes Geld gewinnen ließe. Die Bauern „winkten“ nichts, obwohl ja die meisten gewußt haben werden, wo man ihren ehemaligen Hauptmann zu suchen hätte und finden konnte. Der Waltl aber (er soll ein Italiener gewesen sein), machte sich erbötig, Warscher zu finden. Als er aufgefordert wurde, eine Abteilung Soldaten zu führen, tat er freilich so, als ob er bloß im Scherz geredet hätte. Ob ihn tatsächlich die Heue packte, oder ob er sich nur verstellte? Wer kann es sagen! Jedenfalls, die Franzosen gingen auf den Scherz nicht ein, sie fesselten den Waltl und drohten ihm mit dem Tode, wenn er sie nicht zum Versteck Warschers führe. Und gerade an diesem Tage fügte es die Vorsehung, daß Warscher in seinem eigenen Hause übernachten wollte, da bei so starkem Schneefall weder er noch sein Weib an ein Kommen der Franzosen dachte!

Gegen 8 Uhr abends war es. Warscher und die Selnen waren schon zu Bette gegangen, als es an die Haustüre pochte und Feuerzeichen von den Fackeln der Franzosen durch die Fenster leuchteten. Das Haus war umstellt; kein anderer Ausweg war möglich, als im Stadel sich unterm Stroh verbergen. Dies tat er auch, während sein Weib die Haustüre öffnete. „Wo ist der Rebellenführer?“ schrie der Offizier sie an. Sie war erst einer Antwort nicht fähig; indes machten sich die Soldaten schon an die Durchsuchung aller Räume des Hauses, jedoch ohne Erfolg; voll Born sperren sie Mutter und

Kind in der Küche ein und da Warschers Weib keine Aufschlüsse gab, drohten sie, das Haus anzuzünden, wenn sie ihren Mann nicht fänden; auch diese Drohung hatte nicht den gewünschten Erfolg. Die Suche wurde nun auch auf den Stadel ausgedehnt; mit den langen Bajonetten durchstachen die Soldaten Heu und Stroh, und siehe, einer der Soldaten bemerkte an seiner Waffe Blut. Tatsächlich ward Warscher durch diese Suche dreimal getroffen und verwundet, am rechten Oberschenkel, am linken Arm und an der Seite. Warscher war verloren! Man band ihm mit Stricken, legte ihn, da er nicht mehr gehen konnte, auf einen Schlitten und schaffte ihn zu Tal und am nächsten Tag nach Bruneck, wo er am 8. Jänner als Rebelle, wie so viele andere Österröser, deren Verbrechen der Irrtum war, zum Tode verurteilt wurde. Drei Tage darauf wurde das Urteil in Sand in Taufers vollzogen.

Im Sterbebuch der Pfarre Taufers findet sich im 2. Bunde, Seite 121 die Eintragung:

1810 am 10. Jänner, Anton Warscher, Schneidermeister zu Rauchegg, Pfarre Upling, Bistum Salzburg, verhaftet, wegen Anreizung der Bauern zum Aufstand gegen die Franzosen, vor dem in Bruneck gehaltenen Kriegsrat eingenommen und zum Tode verurteilt, ist hieher überführt und von 6 französischen Soldaten, (deren 2700 4 Tage lang in unserer Pfarre gelagert sind) erschossen worden. Er wurde 3 Tage zum abschreckenden Beispiel für das im Aufstand begriffene Volk am Galgen öffentlich aufgehängt, endlich auf unserem pfarrlichen Friedhofe begraben. Er bereute sich durch wiederholte Beicht auf den Tod vor.“

Sein Weib begleitete den Transport Warschers bis Bruneck, dann, in der Strohhube eines Tauferser Bauern versteckt, bis Sand, wo sie am 10. Jänner vom Fenster eines nahegelegenen Hauses aus der Exekution zusah. Bevor sie von dem Ort, wo ihr Lebensglück durch fremdländische Henaersknechte vernichtet ward, wegging, nahm sie ein Stück der Hirnschale ihres Mannes mit (dessen Kopf ganz zertrümmert war); dabei, in Spiritus aufbewahrt, war dieses Andenken die Reliquie des Hauses.

Im Heim des Ermordeten wurde am 3. Dezember 1909 eine würdige Gedenktafel angebracht.

\* \* \*

Die Quelle dieses Aufzuges sind die häufigen Erzählungen unseres Vaters, dessen Mutter die einzige Tochter und das einzige Kind Warschers war. Es sei noch gestattet, den matrikalmäßigen Nachweis unserer Warscherischen Abkunft zu bringen:

Anton Warscher, Oberrauchegger in Kosten, Schneidermeister und Lehrer in Kosten, geboren am 7. Jänner 1777 als Sohn des Anton und der Sophie Kontrinerin; getraut 1808 mit Agnes Stanglchner; Josefa, geboren am 24. Mai 1809, getraut mit Barthme Niederwieser, am 25. Mai 1830.

André Niederwieser deren beider Sohn, geboren am 4. August 1843, heiratete am 9. Februar 1885 Maria Annwandter, aus welcher Ehe die beiden Verfasser dieser Arbeit stammen. Ferdinand, Bachmann in Wien; und Josef, Gendarmen-Regiments-Inspektor in Nied. Oberlatal. [—]ter.

## Zur Sammlung heimatkundlichen Stoffes

hat Univ.-Prof. Dr. Wopfner 1923 ein „Merkblatt“ ausgegeben, nach dem auch jene leicht arbeiten können, die erst Anfängerversuche machen. Das Merkblatt bot vor allem der Lehrerschaft knappe und doch auskömmliche Handreichung zur Sammlung und Gruppierung des heimatkundlichen Stoffes für den betreffenden Schulort. Als Dank für diese Hilfeleistung und als Beweis von Interesse an österröcher Heimatforschung wäre wohl zu erwarten gewesen, daß der Wunsch des Verfassers, ihm die Beantwortung der Merkblattfragen zur Verwertung fürs große Ganze einzujenden, auch von recht manchen österröcher Orten aus erfüllt worden wäre. Leider blieb über den meisten Wipfeln Ruh. Um diese Art der Stoffsammlung nochmals anzuregen, — wir wissen, daß nunmehr wenigstens unsere getreuen Mitarbeiter die Sache aufgreifen werden — lassen wir in den folgenden Heften sowohl die einzelnen Abschnitte des Merkblattes, wie deren Beantwortung für Öbertilliach folgen. Wir hoffen, durch Abdruck einer Art Schulbeispiel die Bearbeitung bedeutend zu erleichtern. Es handelt sich nicht darum, auf diese Weise druckreife Aufsätze für die Österröcher Heimatblätter zu gewinnen, wie es die vorliegende Arbeit des hochw. Herrn Stadtpfarrkooperators A. Hauser ist, sondern darum, das heimatkundliche Material aus unsern fünfzig Gemeinden so weit möglich, in einer Zentrale zu sammeln und von dort aus den Einzelnen Einblick und Uebersicht des ganzen Gebietes zu ermöglichen. Wer nicht bloßer Angeworbener sein will, der arbeite mit!

### Merkblatt

für die Sammlung heimatkundlichen Stoffes.

#### 1. Siedlung.

##### a) Gelände.

1. Liegt die Siedlung auf einem Schuttkegel, einer Terrasse, einer Hängeleiste, am Hang selbst oder auf dem eigentlichen Talboden? Hat sich die Siedlung über verschiedene Geländeformen ausgedehnt? — (oft liegt z. B. der ältere Teil einer Siedlung auf einem Schuttkegel, während der jüngere auf der eigentlichen Talsohle sich ausbreitet hat.) —

Anmerkung: Schuttkegel werden von Bächen der Nebentäler dort aufgeschüttet, wo der Bach des Nebentales auf die Talebene des Hauptales heraustritt. Die Terrassen bezeichnet man auch als Mittelgebirge. Unter einer Hängeleiste versteht man kleine Ebenen, welche das Gefälle des Hanges unterbrechen.

Beantwortung für Öbertilliach:

Die Gemeinde umfaßt:

Fraktion Leiten (Weller; Zanderst, Ebene, Prillst, Egge.)

Fraktion Dorf mit Weller Rodarm.

Fraktion Berg (Weller: Kals, Goll, Huben, Flatsch.)

Das Dorf und Rodarm liegt auf dem Schuttkegel des Rodarmer-Bachs, an der Ostabdachung des Kegels, dessen Ausdehnung ungefähr  $\frac{1}{4}$  Stunden Länge und  $\frac{1}{2}$  Stunde Breite beträgt.

In den Wäldern unten liegt an vielen Stellen Holz unter dem Erdboden, maximal kaum  $\frac{1}{2}$  Meter tief, was zur Annahme führt, es sei früher der ganze Talboden mit schülteren Bäumen bestanden gewesen. Diese Vermutung bestätigte im Jahre 1882 die hochgehende Galt, die vom Schuttkegel weggrub und eine Erdrückung veranlaßte. Mitten in der Abbruchung, etwa in der Höhe von 20–25 m von der Galt aus, kamen Baumwipfel zum Vorschein, die aber schon fast verkohlt waren. Man konnte sie etwa 15 Jahre hindurch sehen.

Die Felsfläch der Schuttkegels durchbrechen einige Hügel, z. B. die „kugelige Mauer, die Langmauer, die Großtaumauer, der Erdbühl.“ Diese Hügel auf dem Hügel sind große Zusammenhäufungen von Rodungsmaterial, heute ganz überwachsen.

Die übrigen zur Gemeinde gehörigen Ansiedlungen an den sonstigen Abhängen, die man vielleicht doch kaum als Terrassen bezeichnen kann. Kals, Bergen überhaupt, werden als älteste Siedlung des Gemeindegebietes genannt. Es spricht dafür die sonnige Lage und die leichte Rodungsmöglichkeit, da man Bäume und Steine einfach den Abhang hinunterrollen lassen konnte.

Die Sage legt die Aufschüttung des Kegels ins Jahr 1111, wo ja auch Öbertilliach verschüttet worden sein soll. (Schleim-Bergsturz).

2. Ist die Siedlung durch Hochwasser, Muren, Bergsturz oder Lawinengänge bedroht? Bestehen Schutthaulen oder Bannwälder? Kommt in der Platzwahl der Siedlung das Schutstreben besonders auffallend zum Ausdruck? Was weiß das Volk zu erzählen von Katastrophen zufolge Hochwassers, Muren, Bergsturz oder Lawinengangs? Wurden von Seiten der Gemeinde Gelübde gemacht zur Abwendung solcher Katastrophen, sind Wallbilder, die darauf Bezug nehmen, vorhanden oder gibt es Bräuche, die im Zusammenhang mit solchen Katastrophen aufgekommen sind?

Beantwortung für Öbertilliach:

Das Dorf ist teilweise durch das Rodarmer Bach bedroht, Rodarm selbst gar sehr. Ein Unglücksfall für diesen Weller war der 15. Juni 1676. Da kam, es war heller Sonnenschein, ein fremdes Weiblein mit einem Kinde, erzählen die Leute, Es fragte die Leute zu Rodarm: „Ja, tut denn ihr euch nichts fürchten vorm Wasser?“ Auf die verneinende Antwort, (denn damals war das Bächlein noch viel kleiner als jetzt, hätte nicht einmal eine Mühle treiben können,) ging sie fort und kam bald wieder und fragte wieder ganz gleich und war fast böse, als

mann wieder verneinte. Einige Stunden später stürzte eine solche Wassermasse auf die Häuser von Kodarm nieder, daß die Schutzmauer einbrach und drei Häuser ganz vernichtet, die andern bis zur Ferne verschüttet wurden. Ursache sei der Einbruch einer alten Lawine gewesen, an der das Bächlein einen Stausee gesammelt hatte, dessen Ausbruch nun das Unheil zur Folge hatte.

Am 13. Juni 1919 brach das Bachl abermals aus, zerstörte zwar kein Objekt vollends, doch waren die Küchen und Stuben zwei Meter tief mit Sand und Steinen gefüllt und die Felder dementsprechend zugeriecht.

In den letzten Jahren wurden von der Gemeinde mit Unterstützung des Landes Verbauungsarbeiten durchgeführt, die nunmehr Dorf und Weiler schützen.

Baumwald gegen Lawinen ist oberhalb des Dorfes, beginnt einige Minuten hinter den Häusern.

Große Lawinen, die fast bis zum Dorfe reichen, große Verunreinigungen, kehren in den Erzählungen der Alten immer wieder. Die Kapelle in Leiten wurde erbaut zum Danke für auffällige Hilfe in Lawinenual beim Sturzflur.

3. In welcher Höhe liegen die obersten ständig bewohnten Siedlungen auf der Sonnseite und jene auf der Schattseite?

Oberste Siedlung: Egger in Leiten, ungefähr 1600 Meter. Auf der Schattseite ist keine Siedlung.

b) Bodenbeschaffenheit.

Ist die Siedlung auf trockenem oder feuchtem Boden, auf fels- oder kalkreichem Untergrund (Schotter, Lehm, Sandstein) erkant?

Antwort: Das Dorf auf trockenem Schotterboden, die Köpfe an kumpfiger Stelle. Bei Turmbau mußte man zuerst große Fische einräumen.

Es entwässern hinter der Kirche ein paar Bächlein, auch ist die Stelle ebener gelegen als der übrige Dorfbaum, daher kumpfig.

Kodarm n. d. Dorf, die stehigen Weiler liegen auf dem Abhang und haben die dünne Erdschicht unter dem Steinlager über dem Felshoden.

c) Wassererhältnisse.

Gibt es in unmittelbarer Nähe der Siedlung Quellen oder muß das Wasser aus größerer Entfernung zugeführt werden? Wie groß ist die Entfernungsweite? Sind es Brunnen oder oberirdische Quellen auf dem Gebiete der Bewaldung? Welche Eigenschaften? Wie kommen sie zur Geltung? z. B. als Brunnen, als Wasserleitung und dergleichen? Welche Art? Welche Art? Welche Art?

Zur Antwort:

Im Dorfe Hochdruckwasserleitung. Das Bassin liegt etwa 1/2 km oberhalb des Dorfes. 18 Hydranten, 5 Kilmerschläuche. 19 Brunnen im Dorfe. Die Leige aus einem ausgehöhlten Baumstamm machen

inner mehr den sog. Brunnstaben aus Zement Blaz. Früher war, — weil aus dem kumpfigen Ostteil der Siedlung zugeleitet i, — schlechtes Trinkwasser in Tiltlach. Bei der Typhus-Epidemie 1878 wurde die Notwendigkeit klar, diesen Umstand zu bessern. Die Weiler haben Gelegenheit, nahe Quellen zu fassen, Kodarm liegt am Bachl.

d) Klima.

Liegt die Siedlung ganz oder zum Teil auf der Sonnseite oder auf der Schattseite, wo liegt der ältere Teil der Siedlung? Zeigt sich in der Anlage der Siedlung eine Einwirkung klimatischer Verhältnisse, etwa in der Form, daß windgeschützte Lagen aufgesucht werden oder die Wirtschaftsgebäude zum Schutze gegen den Wind vor die Wohngebäude gestellt sind oder daß Wirtschafts- und Wohngebäude so verteilt sind, daß die Wohngebäude möglichst viel Sonne erhalten u. dgl.

Zur Antwort:

Sämtliche Siedlungen auf der Sonnseite. Alle Wohnhäuser gegen die Sonne gerichtet, im allgemeinen recht sonnige Lage. Kürzeste Dauer des Sonnenscheines sechs Stunden fürs Dorf. Das Klima ist im Winter bedeutend milder als z. B. in Kartitsch oder Sillian, gewöhnlich 3-5 Grad wärmer, auch nicht so windig. Dafür aber sehr, sehr, sehr viel Schnee.

Nach dem schneereichen Winter 1917 wurde im Laubwald vom Wiltz ein Weg ausgeschauelt, der Weg lag am den 1. Mai dreieinhalb Meter tief. Nach am 12. Mai konnte im Gassenwald ein sehr großer Mann mit der Spitze seines Spazierstockes den oberen Schneerand nicht erreichen. Nach am 14. Mai wegen die Hausdächer große Schneelasten, die durch die einwirkende Wärme herunterstürzten und die engen Wege arg gefährdeten. Schneeschmelze ist durchschnittlich in der 2. Aprilhälfte, wenn bis 1. Mai die Dorfer Felder aper sind, muß man nicht zufrieden sein. Im Herbst schneit es oft schon aufs Getreide, also kurze Vegetationsperiode. 2 Meter Schnee sind für Tiltlach nichts besonderes, 1917 betrug die gesamte Schneehöhe 11 1/2 Meter. Bei solchen Verhältnissen wird glaubhaft, was die alten Leute erzählen, daß im Sommer des Jahres 1060 Tiltlach gar nicht ausgeerntet sei. — (Die Jahreszahl könnte in der Tradition wohl etwas gewandelt worden sein.)

Schon im Sommer ist häufig mit einemmal das ganze Tal voll „Nain“ (Nebel), von Südosten her. Schneehäufchen kommen auch in den heißen Monaten vor. Im 1200 m Höhe gefror am 8. Aug 1926 haben 6 im Hochsee einen Hirten die Milch.

Diesen Umständen entsprechend, sind die Häuser sehr stark gebaut, besonders die Dachstühle.

Im allgemeinen ist Tiltlach reich an Niederschlägen, jährlich 1100-1200 mm, auf die einzelnen Monate sehr ungleich verteilt, z. B. Dez. 1924: 1 mm, Mai: 212 mm. Die Gegend wird häufig durch Hagelschlag heimgesucht und in solchen Jahren liefert der Getreidebau oft nicht einmal den Samen.

## e) Form der Siedlung.

Sind die Baulichkeiten der Siedlung an einem Platz vereinigt (Dorfsiedlung) oder besteht sie aus zerstreuten Einzelhöfen oder Gruppen von Höfen (Weilern). Sind bei dorfsartiger Siedlung die Mehrzahl der Häuser längs einer einzigen Straße angeordnet? (Straßendorf)? Sind die Häuser aneinander gebaut oder ist eines vom andern durch einen größeren Zwischenraum getrennt? Besteht die Gemeinde zum Teil aus einer dorfsartigen Siedlung, zum Teil aus Einzelhöfen und welcher Teil gilt im Volke als der ältere? Kann bei Siedlungen, die aus Einzelhöfen bestehen, ein bestimmter Grundsatz der Anordnung der Einzelhöfe beobachtet werden oder läßt die Art der Anordnung bestimmte Rücksicht auf das Gelände, auf allfällige Gefährdung durch Naturgewalten erkennen? Da und dort setzt sich die Siedlung z. B. aus mehreren engebauten Weilern zusammen; die vielfältige Bedrohung durch Lawinengefahr: bestärkte die Siedlung auf einige Plätze. — Durch welche Rücksichten dürfte bei Einzelhöfen die Wahl des Bauplatzes zum Hofgebäude innerhalb des zum Hof gehörigen Landes bestimmt worden sein? Bei Hangsiedlungen kann die Wahl auf eine Stelle mit gün-

stigeren Neigungsverhältnissen fallen; die Wahl kann ferner bestimmt worden sein durch Vorhandensein einer Quelle, durch einen Verkehrsweg, der älter ist als die Siedlung, durch Rücksichten auf erleichterte Einbringung der Ernte u. s. w. Welche Ursachen sind nach Ansicht des Besizers für die Wahl des Platzes bestimmend gewesen?

Zur Antwort:

Dorf Tillody: 65 Hausnummern, die Häuser zusammengedrängt auf einen Häuserhaufen mit sehr engen, unregelmäßigen und steinigen Gassen, in letzterer Zeit das Streben, die Wegeverhältnisse zu bessern. Der Grund für diese Anlag: soll die ständige Gefahr welcher Einfall: von der nahen Grenze her gewesen sein; also Schutzmaßnahme.

Kodarn, etwa sieben Minuten, außerhalb des Dorfes, Weiler mit 8 Hausnummern. In Läden sind die 8 Häuser zu Dreier-Gruppen verteilt: Ober-Mitter-Untereinander, Ober-Unter-Endereiner, Ober-Mitter-Untereinander: jedenfalls aus je einem großen Anwesen zerfallen. Die Felder liegen in Teilen größtenteils unterhalb des Hofes, daher sind Juhäuser zur Wintererfüllung gebaut, was nicht alles aufwärts schlappen zu müssen. Der alte Weg führt oben in Höhe der Häuser.

## Das Brautbegehren.

Heft 6 des ersten, Heft 4 des zweiten Berg der Heimatbl. brachten je einen der sogenannten Hochzeitsspiele, die in unserer Gegend bei Bauernhochzeiten üblich sind, der zweite zum Hochzeitsspiel, der zweite zum Brautabholen. Ein anderes zu diesem Zwecke folgt hier; dem Kirchenpatron nach kommt er in dieser Fassung aus Karntisch, doch wird der Name des Patronen in den verschiedenen Pforten eben entsprechend eingesetzt \*).

„Nun, liebe Freunde, habt ihr das hochzeitliche Frühstück bald eingenommen und ich glaub ich werdet alle wissen, warum wir sind dahier gekommen. Zuerst bitte ich euch alle, zu schwigen, dann werde ich euch alles übrige sagen. Größt euch Gott, lieber Vater, Mutter, Freunde und Verwandte! — Ich bin gesandt von Bräutigams Haus, — eine aufgetragene Pflicht zu erfüllen. — Darum dürft ihr vor mir nicht fliehen. Drum bitte ich euch Eltern ich stehe zwar als unwürdig vor euren Augen aber doch war ich gewollt worden und ich dürft mirs glauben. Und zwar erkens gab mir der Bräutigam den Auftrag, die Jungfrau Braut schäntens zu grüßen — und euch, Eltern und Verwandte, in diesen Gruß einzuschließen. — Zweitens hat er mir anempfohlen, — die Jungfrau Braut von euch abzuholen. — Darum ergebt euch in den göttlichen Willen — und suchet mein heiliges Begehren zu stillen. — Darum können wir nicht mehr lang verweilen, — wir müssen bald zur Kirche eilen. — Bald wird uns das Verehelichungszeichen vermit-

ten, daß sich die Jungfrau Braut mit dem Bräutigam all verloben. — Das Sakrament der Ehe, a Eltern, ist ein heiliges Band, — drum tritt ich euch, willket euer Jand in meine Hand. Denn ich muß es gestehen, — ohne die Jungfrau Braut darf ich nicht aus dem Hause gehen.

Und nun seid ihr, Jungfrau Braut, mir als Unterspfand übergeben, aber trauert nicht, ich führe euch in des Bräutigams Hand. — Ich führe euch durch die schönsten Gassen — und die breitesten Straßen, — hin zur Kirche vor St. Leonhardi Hochaltar, — wo schon alles beceit war. — Dort wird ein Priester hervortreten mit Buch und Band, — um euch zu verloben bis in das himmlische Vaterland. — Dort werde ich eumder versprechen das Sakrament der Ehe bis in den Tod nicht zu brechen. — Auch dürft ihr eumder versprechen, zu verzeihen in Peck und Leid, bis der Tod euch scheidt. — was noch zumerken nicht, solange es euch paßt. — Bei diesem Sakrament dürft es anschauen, — wie ich ich in. Allsfall Himmel und Erde haben.

In der Kirche dürft ich euch, Jungfrau und allen, für die Hochzeitsspiel zu euren und bei Hände zu haben. — Sobald nach der Kopulation wird ein hochzeitliches Band gegeben, worin, — dann wird das hochzeitliche Paar nieder zum Altar hinaufreten, — um den Segen des Himmels zu haben.

Als dann Lide ich euch alle, Bekannte, Freunde und Verwandte, — ihr möset ich das eheliche Paar



helfen begleiten bis zum Wirt. -- Dort werden wir hinauffsteigen in den Hausaal, -- wo schon alles bereit war. Was dort alles aufgetragen, -- getraue ich mich nicht zu fragen -- aus Furcht vor der Köchin, denn sie könnt mich zurückschicken -- und mir eine zweite Ehe verheißem. -- Aber was ich habe vernommen, -- werden wir alles gut bekommen. --

Auch bitte ich euch, daß diesen Tag mög recht viel Freude begleiten -- und nicht zugebracht werden mit Banken und Streiten; -- sondern daß sich ein jeder mit Lachen und Tanzen den ganzen Tag brav belustige. -- Zum Trauern wirds schon dann kommen, -- wenn jeden sein Geldbeutel kläglich bei den Ohren genommen. Auch muß ich euch von der Märende was sagen: -- sie besteht nur aus Kuchel, Köchin und Braten. -- Das Uebrige könnt ihr wohl selbst erraten. -- Und wenn wir alles nach der Reihe haben vernommen, und der kühlste Abend herankommt -- und jene Stunde schlägt, -- wo Braut und Bräutigam um die Hochzeitsgäste fragt, -- als dann bitte ich euch alle, Bekannte und Verwandte, -- daß ihr mit das eheliche Paar helft begleiten, -- so daß man unsere Glückwünsche hören kann von allen Seiten.

Jetzt muß ich mein Plaudern enden, -- aber euch Eltern muß ich noch bitten mit aufgehobenen Händen -- und ich glaub, ich werd euch begeben -- und ich bitte auch für die Jungfrau Braut um den Segen. -- Denn ich habe erfahren und euch ist's bekannt, -- was für Liden es gibt in dem Eheband. -- Schaut sie an, es ist ja euer Kind, -- es ist ja euer Blut, -- verlaßt sie in keine Not! -- Versprecht ihr geschwind! -- Und auch euch Geschwister, muß ich gleichsam bittend umfassen, ihr wollt eure liebste Schwester nicht verlassen.

Sie wird deswegen bis zu ihrem Ableben -- eure Schwester bleiben. Auf Wiedersehn!"

Nach dem Lesen dieser Poesie wird sich mancher die Frage stellen, obs denn der Mühe des Seters lohne, derlei „Schätze“ zu heben. Wir haben uns mich so gefragt und habens dann der Mühe wert gehalten. Wenn wir die Volkskunde echt wollen, müssen wir die Vorgänge nehmen, wie sie sind. Und dieses „Gedicht“ ist im Oberland, wie in den Dörfern um Klenz viel in Verwendung gewesen, ist es vielleicht noch. Fast sicher wars ursprünglich etwas besser als in dieser Form. Die „mündliche Uebersetzung“ hats nicht mehr recht zusammengebracht von einem zum andern Gebrauchsfall und so sind, wer weiß wie oft, handwerksunkundige Leutchen aus Weiterdichten gekommen. Hätten sie mundartliche Knittelreime machen dürfen, wie beim Klauereimen, so wärs so witzig und ursprünglich geworden, wie jene zu sein pflegen. Aber der feierliche Augenblick ließ das nicht zu, er forderte Hochdeutsch und Steifheiten, das bewirkt uns schon die Ihr-Anrede ans Nachbarshind, die Jungfrau-Braut. Und daran ist der Inhalt erstickt, die Volksseele vermag sich in ihr fremden Formen nicht zu rühren. Es ist daselbe, wie mit dem „Ich ergreife die Feder“ aus der Zeit, wo ein mundartdeutscher Brief ein Schätzungstück bedeutet hätte. Man halte die Hochzeitsladung aus dem Pustertal zum Vergleich dagegen, 1. Jahrg., Heft 6. E. Angerle,

\*) Die heute noch üblichen Hochzeitsbräuche, wohl Reste aus ältester Zeit, sind aus dem Osttiroler Gebiet gesammelt und in den H. - Bl. festgelegt für Sillian, Hinterberg, Pöggendorf und St. Jakob in Deferegggen. Die übrigen Eiken, z. B. Matrei, Rats, um Klenz, Oberland stehen noch aus.

## Ueberfremdung der heimischen Musikpflege.

Von Otto Eberhard, Musikschriftsteller in Salzburg.

(Schluß.)

Darunter Stücke, die in ihren Anforderungen weit über die Grenzen der Leistungsfähigkeit einer Landmusik hinausgehen. Nomen zu nomen würde hier zu weit führen. Besonders italienische Opernarien, Ouvertüren und Potpourris sind zu finden. Musikdirektor Kleißner warde in Tirol ähnlich Erfahrungen, nur fand er, daß die ausländischen Tonstücke zumest von Deutschen geschrieben waren, die sich in einer fremden Tonsprache verhielten.

Wir Deutschösterreicher sind so überreich an guter, deutscher Musik aller Art, daß wir beim Auslande keine Hilfe zu machen brauchen.

„Ach was!“, hat sich beim Lesen meines Aufsatzes vielleicht schon ein Knechtin oder Spielmann gedacht. „Die Musik ist eine Alltagskunst, ich frage nicht nach Namen und Herkunft, ich höre mir an und spiele, was mir gefällt.“

Gemach, lieber Volksgenosse! Du bist, wie ich,

von deutschem Tirolerblut, bist gewachsen in deutschem Land, deine Rede ist deutsch.

Sieh hinüber über die weltliche Grenze und sieh zu, ob du in Italien bei einer Dorfmusik ein deutsches Tonstück hörst! Das würde ihr Volksstolz, ihr Selbstgefühl nicht zulassen. In Frankreich und in der Tschechoslowakei erginge es dir ebenso. Die Italiener unterdrücken in Südtirol alles, was deutsch ist, kein Südtiroler darf es wagen, öffentlich deutsch zu singen. Du müchtest vielleicht mit den alten, italienischen Tonsetzern germanischen Gepräges wie Verdi, Rossini, Donizetti, Bellini, eine Ausnahme machen?

Gerne, die italienische Musik hat ihre Vorzüge und wir Deutsche haben von den Weltschen den sogenannten „schönen Gesang“ gelernt, aber auch sie haben wie die Juden, die Musik nicht erfunden und sind ersetzbar. Jeder muß sich vor allem in seinem Blut zurechtfinden, das heißt, sich in den Grundlagen des Erbgutes seiner Väter auskennen,

„So mög' ich“, wendest Du wohl ein, „eigentlich nur bodenkündige Bauernmusik betreiben, denn volkstümliche und besonders klassische Musik paßt so wenig zu mir, wie Zylinder und Stadtfrack.“ Und dann könntest du weiter behaupten, daß einem solchen Wiederaufleben alten Tongutes unsere heutigen gesellschafil. Gepflogenheiten entgegenstehen u. zum andern, daß das Musikbedürfnis so gesteigert u. zergliedert ist, daß es sich damit nicht allein befriedigen läßt und daß endlich die gesteigerte allgemeine Reizbarkeit vorwickeltere Kunstäußerungen verlange, als sie die schlichte Bauernmusik bietet.“

Von der neuzeitlichen Tonkunst hat die deutsche Volksseele, insbesondere die deutsche Bauernseele nichts zu erwarten. Die sogenannte Neudeaner haben mit Volksempfinden so gut wie nichts mehr gemeinsam. Dieser Gedanke kam selbst auf der Frankfurter Tonkünstlertagung zum Ausdruck, wo die Hauptversammlung des allgemeinen deutschen Musikvereines sich mit aller Entschiedenheit zu deutscher Kunst bekannte. „Man soll sich gegen ausländische Kunst, sofern sie beträchtliche Werte in sich trägt, nicht abschließen; doch soll das ernste, beachtenswerte, vaterländische Musikschaffen mit aller Liebe gehegt und gepflegt werden!“ Das sind erlösende Worte und Entschlüsse, die auch für Oesterreich voll gelten. Der Weg ist auch hier, wie für die Erneuerung des Schulgesangsunterrichtes hinsichtlich des Stoffes klar vorgezeichnet. Dort echtes Volkslied (Heimatlied), beliebte volkstümliche Lieder und melodische Kunstgesänge und für die Instrumentalmusik: echte Volksmusik, volkstümliche Musik, insbesondere die Klavier der hitteren Tonkunst (Canner, Strauß, Millöcker, Fieher, Suppe) und das Beste von unseren großen Tonkünstlern.

Frohe Kunde kommt vom vom Bundesverlag in Wien. Für wenig Geld ist gute Volksmusik zu kaufen. Die Volksliedforscher Zoder und Eberhard geben mit Zustimmung des Hauptausschusses für „Das Volkslied in Oesterreich“ in handlichen Heften österreichische Volksmusik heraus. Neben Stücken für Seitenspielen, 2 Klüglerhörnern, Streichmusik, Gesang und Orgel (volkstümliche Weib. achtslieder) auch Hefte für Blechmusik.

Wer noch deutsches Volkstum fühlt, wird freudiglandsche und jüdische Ware entbehren können; und wird vom deutschen Tongut, der rein und unverfälscht aus den Werken unserer großen Meiter, ja selbst aus dem schlichtesten Tiroler Volkslied klingt, sich bezaubern lassen.

Der echte Tiroler hat wieder zu seinem Heimatliede zurückgefunden, wie mir Herr Ringier in Innsbruck, der Leiter der ehemaligen berühmten

Volksängergesellschaft in einer Ansprache über Volksmusik erzählte. Er konnte ein neues Aufblühen des Volksesanges in Tirol, insbesondere auch in den Städten und Märkten mit Freude feststellen.

Es wäre nur wünschenswert, wenn diese Welle des Heimatempfindens sich auch über manche Musikkapelle noch ergösse! Sind doch für den Bauern die ländlichen Konzerte — und Grammophon und Radio müssen wir heute schon einschrednend sagen — die einzige Gelegenheit, Instrumentalmusik zu hören. Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß das Gefühl, der Geschmack für das Gute durch das Anhören von guten Tonwerken erzogen wird.

Leider dienen viele Konzerte nur dem reinen Unterhaltungsbedürfnisse, wobei der erzieherische Zweck ganz außeracht gelassen wird. Es wirkt auch hier das bekannte Gesetz der Trägheit. Ein Stück Faulheit liegt jedem Menschen im Blut. Man unterlegt dem Konzerter nicht die volkserzieherische Absicht und die Hebung des Heimatempfindens, sondern man stellt in der Vortragsfolge wahllos Konzerter zusammen. Ich bin überzeugt, daß solche Mißgriffe meist durch Unkenntnis und Unverständnis verursacht werden, infolge mangelnder Aufklärung, sehr wenig aber böser Wille schuldtragend ist. Auch den minderwertigen Notenbestand, der einer Durchsicht und Säuberung bedarf, trifft ein guter Teil der Schuld. Die Zahl jener Kunst-Spielsbürger ist glücklicherweise am Lande noch selten. Dagegen muß jeder, der selbst Gelegenheit hatte, am Lande eine Musik zu leiten, den vorbildlichen Eifer, die Ausdauer, die Selbstlosigkeit, die auch vor persönlichen Opfern an Zeit, Geld und Mühe nicht zurückschreit, voll und ganz anerkennen. Der ländliche gute Spielmann ist sozusagen ein Art Held.

Wenn der Schreiber der vorstehenden Ausführungen auf Grund einer obergläubigen musikalischen Erfahrung und Betätigung, die in einem tirolischen Gebirgsdörfle begann, Mängel und Schäden aufzählte, so geschah dies nur in jener wohlmeinenden Absicht die jeden Heimat- und volksliebenden Deutschen in einer Zeit der Heimat- und Volkseinfremdung zur Feder greifen läßt. Es ist für den wahren Freund der Heimat und des Volkes ein erhebendes Gefühl, für eine bessere Zukunft mitzukämpfen. Jeder tue seine Pflicht in Wort, Schrift und Tat. Jeder so, wie er es mit gutem Gewissen vermag. Machen wir uns frei vom volksfremden Einfluß auch in der Tonkunst, dieser zartesten und reinsten aller Künste, der der echt heimischen Kunst!

Erziehung zum Heimatempfinden, das kann durch Kunst und Religion erfolgen. Und das braucht unsere Zeit bitter nötig





Heft 12 der Tiroler Heimatblätter nimmt in einem Aufsatz Dr. Hammers nochmals Stellung zur umstrittenen Frage, ob Herzog Friedl mit der leeren Tasche der Erbauer des Goldenen Dachls sei oder nicht. Ein weiterer Aufsatz ist tirolischen Dichtergedenktagen gewidmet: Balthasar Hunold, Sepp Heinsfelsen, Albert Trentini, Franz Recheitner. Die Arbeit bringt biographische Notizen, Dichtungsbesprechungen und Proben und ist durch die Bilder der genannten tirolischen Dichter vervollständigt. „Schulkapellen im Zillertal“, „Weihnachtliche Kindergespräche“, zwei alte Abentlieder samt Notensatz, eine Arbeit über J. Reimisch, den Tiroler Freiheitskämpfer und Orgelbaumeister, eine Schilderung der Schlacht bei Pontlag, ein Auszug aus dem handschriftl. Nachlasse des Bildhauers Prof. Hans Larch, drei kurze Beiträge zu „Brauchtum“ füllen die weiteren Spalten. Dazu kommt noch: „Namenkundliches“, „Aus der heimlichen Sagenwelt“, „Heimgarten“, „Familienkundliche Ecke“, „Mittlungen des Vereines für Heimatschutz“, „Heimatkunst und Schrifttum“, „Briefkasten“ und der Anhangteil „Feierabend“ als Dichterminkel.

Ein Kasten mit vielen Schubladen, das da von den Nordtiroler Heimatlern monatlich und richtig gefüllt wird.

Anderer Wege und doch im Grunde dieselben, gehen die „Deutschen Gauen“, von denen Hef. 5 und 6 des Jahrg. eingelangt sind. Dort gehts rein nur um die Sache. Das Streben, einem nicht ganz anspruchsvollen Leserkreis eine fein und vornehm gehaltene Hefreihe auf den Tisch zu legen, ist dort ganz ausgeschaltet. Materialsammlung jeder Art, Aufklärungs- und Aufrüttlungsarbeit, mit Nützung der Vergangenheit in der traurigen Gegenwart eine bessere Zukunft bauen, das ist der alleinige Zweck dieser umfassenden, wenn auch noch so bescheidenen Heimwerkerarbeiten. Diese grünen Hefchen gehen seit bald dreißig Jahren im Werktagsheld und haben Werktagsgesichter, und — es ist nur zu wünschen, daß sie in alle absehbare Zukunft hinein nie Feierabend machen! E. A.

## „Der Schlern“.

Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde. Verlag: Vogelweider, Bozen. — „Der Schlern“ nimmt unter den heimatkundlichen Blättern Tirols unstreitig den ersten Platz ein. Aus der Not der Heimat geboren ist er ihr ein Hort geworden, in dem die Schaffenden die Frucht ihrer Arbeit zusammentragen als ein Rüstzeug im Kampf um Heimatscholle und Wesensart deutschen Tiroler Volkes. Eine ansehnliche Lesergemeinde ist dankbar, daß sie Monat für Monat schöpfen darf aus diesem unverstegbaren Quell. — Einen besondern Vorzug des „Schlern“ bildet sein erlesener Bilderschmuck, der der Nachahmung wert erschiene. Denen, die den „Schlern“ noch nicht kennen sollten, sei durch die kurze Nennung der Beiträge fürs Dezemberheft ein Maßstab für ihr Urteil geboten: Der neue Oberhirte der Bizener Diözese Hermann Mang; Das Bizener Diözesan-Museum; Dr. Paul Roffi; P. Beda Weber O. S. B.; Dr. Fr. Dorfmann; Oswald Graf Wolkenstein-Trossburg; Dr. Artur March; Maler Luis Altan; Mang; Vom Altar zur Bühne; Franz Baron Biegeleben; Aus dem Leben einheimischer Hautflügler. — Schlern-Mitteilungen. — Rundschau über Literatur. — Literarische Beilage mit Beiträgen von Arthur von Wallpach, Hubert Mumelter, Maria von Buol, H. Schrott-Pelzel und Paul Roffi. — Das Titelbild zeigt den Apostolischen Administrator der Bizener Diözese Prälat Josef Mutschlechner. — Ueber dreizig weitere Illustrationen schmücken das prachtvolle Heft.

## Burgentland.

Vierteljahrshefte für Landeskunde — Heimatschutz — Denkmalpflege. — Amtliche Nachrichten des Landesarchivs der Landesbibliothek, des Landesmuseums und der Landesvolksbücherei. Verleger Burgentländisches Landesmuseum in Eisenstadt. Verkaufspreis 2 S pro Jahrgang. (Illustriert.)

## Mitteilung der Schriftleitung:

Die im Jahrgang 1928 entfallenen Hefte 4, 5 und 6 werden im Laufe des Jahres 1929 ab nächster Nummer nachgeholt werden.

# Alle Drucksorten

Herfert in schönster und moderner Ausführung

## Buchdruckerei Mabl, Lienz